

Erscheint täglich außer Sonntags.  
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis  
Leide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.  
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile  
60 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.  
Verkaufsstelle: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,  
Berlin Nr. 37 536. Fernsprecher: Dönhof 292 bis 297

## Sachverständiger Morgan.

### Ueberraschende Wendung in der Reparationsfrage.

New York, 14. Januar.

Die bevorstehende Ernennung Morgans zum amerikanischen Vertreter im Sachverständigenausschuss wird allgemein auf den Einfluss Parker Gilberts zurückgeführt. Man ist der Ansicht, daß das Ansehen Morgans ausgleichend auf die Meinungsverschiedenheiten des Sachverständigenausschusses wirken wird. Die amerikanischen Bankiers haben stärkstes Interesse daran, daß ein Mann wie Morgan den Standpunkt der amerikanischen Finanzmänner bezüglich der Frage der Reparationsbonds klar machen werde. Dieser Standpunkt geht dahin, daß der Plan, Reparationsbonds auf den amerikanischen Markt zu werfen, vorläufig ausgegeben wird.

Morgan wird im Sachverständigenausschuss zum Ausdruck bringen, daß die amerikanischen Bankiers es für die nächste Zeit nicht praktisch und nicht wünschenswert halten, Reparationsbonds in Amerika zu verkaufen. Morgan werde, so verlautet weiter, verlangen, daß die Höhe der deutschen Jahreszahlungen sowie die Dauer dieser Zahlungen festgelegt werde, damit die Ungewissheit beseitigt sei, die der Unterbringung deutscher Reparationen in Amerika entgegenstehe. Reparationsbonds könnten nicht auf dem amerikanischen Markt untergebracht werden, bevor nicht die Reparationszahlungen mit anschließendem Transfer einige Jahre weiter und dadurch das notwendige Vertrauen in die Stabilität der Durchführung der Reparationszahlungen hergestellt sei. Die Dawes-Sachverständigen hätten selbst erklärt, daß die Erfahrung Lehren müsse, wie weit die Aufhebung des Transferschutzes möglich sei, ohne die deutsche Währung zu gefährden.

### Heimatsbündler im Elsaß gewählt! Aussichtreiche Stichwahl in Kolmar.

Paris, 13. Januar.

Die Kammererwahl im elsässischen Wahlkreis Wittlich am Sonntag führte zur Wahl des autonoministischen Kandidaten Stürmel, der 7144 Stimmen erhielt gegen den unabhängigen-katholischen Kandidaten und früheren Abgeordneten Silbermann mit 3650 Stimmen.

Kolmar, 13. Januar.

Bei der Kammererwahl in Kolmar erhielt der Autonomist Hausch als Kandidat der Vereinigten Elsässer 8690 Stimmen. Der Nationalkatholik Hanzer erhielt 4539 Stimmen, der Sozialist Richard 3589, der Kommunist Würschel 2835 Stimmen. Hausch wird am nächsten Sonntag in der Stichwahl wahrscheinlich statt Professor Koffé gewählt werden.

### Furchtbarer Frost in Polen. Bis zu 32 Grad.

Warschau, 14. Januar.

In Ostpolen hat die Kälte am Freitagmorgen ihren Höhepunkt erreicht. In ganz Ostgalizien wurden durchschnittlich 25 Grad Kälte gemessen, ebenso in Wolhynien. Der tiefste Thermometerstand mit minus 32 Grad wurde bei Kolomyja gemessen.

### Sibirische Kälte in Italien.

Mailand, 14. Januar.

Italien wird gegenwärtig von einer Kältewelle heimgesucht. In der Sonntagnacht fiel das Thermometer in Mailand auf sieben Grad unter Null. In Varese und Bergamo ist die Kälte noch größer. In einigen Ortschaften zählte man sogar 14 Grad unter Null und auf den Höhen oberhalb Bergamos 18 Grad. Auf den Bergen in der Gegend von Trient zählte man 28 Grad Kälte. In Modena sank die Temperatur auf 15 Grad unter Null. Seit den letzten 50 Jahren ist eine solche Kälte nicht zu verzeichnen gewesen. Im Appennin schneit es noch immer. Im Sesia-Tal wurden drei Skifahrer von einer Lamine verschüttet, konnten aber wieder ausgegraben werden. Zwei von ihnen sind die Arme und Beine erfroren. Der dritte wurde durch einen Ski schwer verletzt. Selbst bis nach Sizilien reicht das Gebiet des Frostes. Aus der Umgebung von Agratus wurde sogar ein Schneesturm gemeldet.

## Großfeuer in der Lindenstraße.

### Lagerkeller unter der Lindenpassage in Flammen.

In der „Handelsstätte Belle-Alliance“ entstand heute mittag in einem großen Lagerkeller der Maschinenfabrik von Stenzel Feuer, das in kurzer Zeit große Dimensionen annahm.

Die „Handelsstätte Belle-Alliance“ in der Lindenstraße, die durch eine Passage mit der Friedrichstraße in Verbindung steht, beherbergt in ihren Mauern zahlreiche Maschinen- und Buchdruckereibetriebe. In dem rechten Flügel, etwa in der Mitte der Passage, sind die Lagerkeller der Maschinenfabrik der Firma Stenzel. Gegen 12 Uhr bemerkte ein Lagerarbeiter starken Brandgeruch. Aus einem verschlossenen Lagerkeller, in dem verpackte Maschinenteile, Holzmaterialien und Holzlisten aufgestapelt waren, drangen dicke Rauchschwaden hervor. Die Feuerwehr wurde alarmiert und rückte zunächst mit zwei Löschzügen an. Inzwischen hatten die Flammen jedoch auf die angrenzenden Keller übergegriffen.

Als die Feuerwehr an der Brandstelle eintraf, waren sämtliche Keller von mehreren hundert Meter Ausdehnung derart verqualmt, daß zunächst nicht zu erkennen war, wo der Hauptbrandherd lag. Aus allen Kellerfenstern, aus den Kellerzugängen in der Mitte der Passage, quollen ungeheure Rauchwolken hervor. Wegen des gewaltigen Umfanges der Brandstelle mußte fünfter Alarm, das heißt Großfeuer, an die Hauptfeuerwache weitergegeben werden und drei weitere Löschzüge, sowie zwei Rettungswagen rückten an. Mehrere im Parterregeschoß gelegene Betriebe waren bald so stark verqualmt, daß sie auf Anordnung der Feuerwehr von den Belegschaften geräumt werden mußten. Neben der starken Verqualmung erschwerte die Hitzeentwicklung die Löschaktion. Die Feuerwehrleute, die nur mit Sauerstoffapparaten ausgerüstet in den brennenden Keller eindringen konnten, mußten alle zehn Minuten von neuen Mannschaften abgelöst werden.

Bei Schluß des Blattes sind die Arbeiten noch voll im Gange. Der genaue Umfang des Feuers und der Schaden ist noch un-

bekannt. Eine starke Menschenmenge hatte sich in der belebten Verkehrsstraße angesammelt, so daß eine Hundertschaft Schupo eingesetzt werden mußte, die umfangreiche Abperrungen vornahm.

### Tragödie eines Greisenpaares.

In ihrer Wohnung Kullamer Straße 30 wurde heute mittag die 72jährige Witwe Karoline Quast und ihr 83jähriger Untermieter, der Rentenempfänger Mag Haffe in den Betten liegend tot aufgefunden. Das Zimmer war völlig mit Gas angefüllt. Der Hahn der Lampe stand weit offen, der Schlauch vom Gaskocher war engerot worden.

Wie aus hinterlassenen Briefen hervorgeht, ist das Greisenpaar wegen wirtschaftlichen Sorgen gemeinsam in den Tod gegangen.

### Eine zwölfjährige Heldin?

Wien, 14. Januar.

In der Ortschaft Perchau im Bezirk Surau in Steiermark ereignete sich eine furchtbare Tragödie, bei der drei Kinder den Tod fanden. In einem kleinen Arbeiterhaus war während der Abwesenheit der Eltern eine Benzinkanne explodiert und setzte im Ru sämtliche Möbel des Zimmers in Brand. Das zwölfjährige Töchterchen des Arbeiters und ihre fünf Geschwister erlitten durch die Explosion schwere Brandwunden. Während die jüngeren Geschwister vor Schmerzen bewußtlos liegen blieben, versuchte das zwölfjährige Mädchen trotz furchtbarer Brandwunden ihre Geschwister zu retten. Der Reihe nach schleppte sie alle fünf ins Freie, dann brach sie selbst bewußtlos zusammen. Zwei der Geschwister, ein drei- und ein sechsjähriger Bruder, starben sofort an den erlittenen Brandwunden. Auch das heldenmütige Mädchen erlag ihren schweren Verletzungen.

Die kanadische Regierung hat den ehemaligen Abgeordneten für Montreal, Herbert Walter, zum kanadischen Gesandten in Tokio ernannt.

### Auf der Flucht erschossen. Troizki von der Schönleinsstraße.

Berichte 2. Seite

## Winter bei Berlin



Ein Sonntagsbild vom Wannensee, dessen gefrorene Fläche wie zum Segelschlittensport so auch zum Eislauf einladet.

## Die gewechselte Armbinde. Spartakistenführer von 1919.

Das Nachstehende würde von der „Roten Fahne“ sicher als Lüge und Verleumdung bezeichnet werden, wenn es im „Vorwärts“ gestanden hätte. Da es aber ein kommunistischer Arbeiter in der „Roten Fahne“ selber berichtet, so muß es wohl geglaubt werden. Der Berichtende, er heißt F. Hermann, schildert die Einnahme des Berliner Polizeipräsidiums, zu dessen spartakistischer Besetzung er gehört hat, durch Regierungstruppen am 12. Januar 1919. Da sieht man denn in der „Roten Fahne“:

Unter den mit einer weißen Armbinde ausgerüsteten Kossiden bemerkte ich so manches bekannte Gesicht. Eine ganze Reihe von Leuten, die vor noch nicht einmal einer halben Stunde mit der roten Armbinde am Mantelärmel

zum Teil eine maßgebende Rolle gespielt hatten,

bearbeitete jetzt ihre „Kampfkämpfer“ mit dem Gewehrkolben. Eine Ironie der Weltgeschichte. Aber zugleich auch ein Zeichen,

mit welcher Sorglosigkeit jeder, der sich nur erbot, für Spartakus zu kämpfen, ein Gewehr in die Hand gedrückt bekam.

ohne daß er erst auf Herz und Nieren geprüft worden wäre.

Solche Ueberläufer hat es in der Tat gegeben. Es waren eben viel weniger politische Ueberzeugte, die damals sohnten — die meisten Arbeiter lehnten jedes Blutvergießen ab —, als in der Mehrzahl allerhand zweifelhafte Kaufbolde, die es mit der jeweils stärker erscheinenden Partei hielten. Auch auf Regierungsseite waren sie zu finden, sicherlich, und nicht die wenigsten von diesen kamen, als die Lage umschlug, aus dem anfangs stärkeren Spartakuslager übergetreten, nachdem sie dort, wie die „Rote Fahne“ zugibt, „eine maßgebende Rolle“ gespielt hatten.

Aber hat, so fragen wir, die „Rote Fahne“ nach solchen Zugeständnissen irgendein moralisches Recht zu „Kamander Entrüstung“, wenn solche Elemente — auf beiden Seiten! — Arbeitseigenschaft begangen haben?! Spartakus war es doch gewesen, der diese Geister auf den Plan rief!

## Kommunistische Kopfläufer. Angst vor der eigenen Courage.

Von einem Parteigenossen wird uns geschrieben:

In der Freitag-Ausgabe des „Vorwärts“ wurde unter der Ueberschrift: Rot-Immerreue-Front! über das Verhältnis des Roten Frontkämpfer-Bundes zu dem aus fragwürdigen Elementen zusammengesetzten Verein „Immerreue“ berichtet. Die kommunistische „Arbeiter-Illustrierte“ hatte ein Bild von der Beerdigung eines Mitglieds des Vereins gebracht, auf dem auch eine Fahnen- deputation des Roten Frontkämpfer-Bundes zu sehen war. Die Redaktion der „Arbeiter-Illustrierte“ hatte das Bild mit abfälligen Bemerkungen über den Verein „Immerreue“ versehen, um nicht den Verdacht der Gesinnungsgemeinschaft aufkommen zu lassen. Dieses Maßwerk wurde mit Recht vom „Vorwärts“ gloriifiziert.

Rein Weg zur Arbeitsstätte führt mich täglich durch die Hebe- mannstraße an dem Verlag der „Roten Fahne“ vorbei. Wie immer, waren auch hier alle Seiten der betreffenden Nummer der „Arbeiter-Illustrierte“ am Schaulustigsten angeklebt. So auch Freitag morgen nach. Am Abend des gleichen Tages war wohl noch die kommunistische illustrierte Zeitung am Fenster zu sehen, jedoch die verhängnisvolle Seite mit dem Beerdigungszug von Immerreue- und Rotfrontkämpferleuten hatte man schleunigst entfernt. Anscheinend war selbst den Kommunisten der Schwindel, den man den Lesern vorsetzte, zu dumm. Man suchte daher nach Möglichkeit die Blamage abzuschwächen.

## Dieckerei am Grabe.

Die „lose“ Kundgebung der KPD.

Eine „lose Demonstration“ nannten die Kommunisten ihre geistige Kundgebung an den Gräbern Karl Liebknechts, Rosa Luxemburgs und der übrigen Opfer der Berliner Straßenkämpfe 1918/19. Das Demonstrationsergebnis des Berliner Polizeipräsidenten hatte sie veranlaßt, nicht in geschlossenen Zügen, sondern in kleinen Gruppen nach dem Friedhof in Friedrichs- feld zu gehen. Die Beteiligung an der Veranstaltung war, wie es bei dem Anlaß ja nicht anders zu erwarten war, sehr reger. Die zahlreich aufgebotene Polizei verhielt sich erfreulicherweise sehr zurückhaltend, und es kam bis auf einen Fall nur zu belanglosen Zwischenfällen. — Am Massengrab hielten Vertreter der kommunistischen Partei, des „Roten Frontkämpferbundes“ und der kommunistischen Jugend Ansprachen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sie sich nicht mit einer Würdigung der Persönlichkeiten Liebknechts und Luxemburgs beschränkten, sondern sich auf eine wüste Polemik gegen die Sozialdemokratie beschränkten. Viel beispielsweise sprach in der Hauptrede nur vom dem „Verrat der Sozialisten“.

Kleinere Züge, die sich beim Abmarsch vom Friedhof bildeten, wurden von der Schutzpolizei ohne Schwierigkeiten aufgelöst. Etwa 40 Siffierte sind noch im Laufe des Sonntags wieder entlassen worden.

## Gegen Gewerkschaftsspaltung!

Einsicht der Rechtskommunisten.

Das Organ der deutschen Rechtskommunisten, das Offenbacher „Volkswort“, erklärt einen schallenden Warnruf gegen das verhängnisvolle Treiben der Sozialisten. Es stellt fest:

Der Kurs Stalins, der Kurs Losowskys und ihrer Unter- generale in Deutschland: Thälmann, Kimmels, Nerker ist auf die Spaltung der freien Gewerkschaften, auf die Bildung neuer Verbände gerichtet.

Dazu bemerkt nun das genannte Blatt:

Die Bildung neuer Verbände in Deutschland, die Spaltung der freien Gewerkschaften wäre ein Verbrechen an der Arbeiterklasse. Die historische Form der gewerkschaftlichen Zusammenfassung der Arbeiter in Deutschland sind die freien Gewerkschaften. Man kann sie nicht zerstören und man soll auch nicht den Versuch dazu machen.

Das ist ganz ungewöhnlich treffend. Nur ist nicht einzusehen, warum es für die politische Arbeiterbewegung nicht ebenso gelten soll, wie für die gewerkschaftliche. „Die Bildung neuer Arbeiterparteien, die Spaltung der Sozialdemokratie ist ein Verbrechen an der Arbeiterklasse. Die historische Form der politischen Zusammenfassung der Arbeiter in Deutschland ist die Sozialdemokratie. Man kann sie nicht zerstören — Peje die Erfahrung der letzten zehn Jahre — und man soll auch nicht den Versuch dazu machen.“

# Unterschlagene Krankenkassengelder

## Der Inhaber der Menschenfalle in der Schönleinstraße zu Gefängnis verurteilt.

Herr Trohli, der Inhaber der durch Feuer zerstörten Rodlosfabrik in der Schönleinstraße, über dessen niedliche Betriebsführung nach dem Brandunglück mehrfach berichtet wurde, stand heute vormittag unter der Anklage der Unterschlagung von Krankenkassengeldern vor Gericht.

Nachdem der Prozeß einige Male vertagt werden mußte, weil es der Angeklagte immer vorgezogen hatte, nicht zu erscheinen, war Trohli heute zum Termin erschienen. Die Anklage warf dem bronnen Unternehmer vor, daß er seit dem 1. Dezember 1924 bis in die letzte Zeit fortgesetzt Krankenkassenbeiträge unterschlagen habe. Herr Trohli mußte auf diese Anklage nur zu antworten, daß er nie Geld gehabt hätte, Löhne und Miete, geschweige denn soziale Beiträge zu zahlen. Mit einer zynischen Offenheit erklärte er, daß er nie volle Löhne gezahlt habe. Nebenfalls hat Herr Trohli ein sehr gutes Geschäft gemacht, denn nachdem die Arbeiter wegen unpünktlicher Lohnzahlung kündigten, erhielten sie auch kein Geld mehr. Herr Trohli leistete lieber Offenbarungseide in Massen. In vier Jahren waren die Krankenkassenbeiträge auf 3000 Mark angewachsen, und wie ein Hohn wirkte es, als vor Gericht bekannt wurde, daß Herr Trohli 26 Mark davon im letzten Jahre abgetragen hat. Die Krankenkasse hat versucht, Außenstände zu pfänden und Material zu beschlagnahmen, angeblich hatte aber Herr Trohli keine Mittel mehr, und wenigstens einen Teil der Beiträge zu bezahlen. Alle Wohnungen der Krankenkasse blieben ohne Antwort. Auch vor Gericht wußte Herr Trohli nichts zu seiner Verteidigung zu sagen. Erst als der Vorsitzende des Amtsgerichts, Graf v. d. Schulenburg, Herrn Trohli energisch klarmachte, daß ihn wegen fortgesetzter Unterschlagung eine Gefängnisstrafe erwartete, fand der Angeklagte die Sprache wieder. Der Amtsanwalt beantragte drei Monate Gefängnis, das Gericht erkannte auf sechs Wochen und bedingte Strafaussetzung.

Ein sehr mildes Urteil für einen Mann, der mit so rücksichtsloser Brutalität junge Arbeiter ausbeutete und ihnen nicht einmal dafür den an sich schon torgen Lohn zahlte.

## Auf der Flucht erschossen.

### Erpesser im Kampf mit Polizisten.

Ein Kampf mit einem flüchtenden Verbrecher, der mit dem Tode des Flüchtlings durch eine Polizeikugel seinen Abschluß fand, spielte sich in der Nacht zum Sonntag in der Bohlstraße ab.

Der 29 Jahre alte Steinhauer Ernst Drews, der sich ohne Wohnung in Berlin aufhielt und mit Vorliebe gewisse Erpressungen verübte, war seit einiger Zeit mehrfach beobachtet worden, daß er sich vor dem Brandenburger Tor und am Eingang des Tiergartens an den Bedürfnisanstalten zur Nachtzeit umhertrieb. In der Sonntagsnacht sahen ihn die Beamten der Autostreife wieder und der Beamte K. stieg aus und nahm ihn fest. D. fiel über den Beamten her und es entstand ein Handgemenge, bei dem der kleinere Beamte zu Fall kam. Die Kameraden des Angegriffenen kamen ihm zu Hilfe, D. wurde festgenom-

men und sollte im Auto nach der Wache in der Lohstraße gebracht werden. Kurz vorher sprang er aus dem fahrenden Wagen und versuchte zu flüchten. Der Beamte K., der neben ihm geflohen hatte, folgte ihm eiligst, die anderen wurden an der Verfolgung dadurch verhindert, daß der Wagen auf dem beschneiten schlüpfrigen Pflaster ins Gleiten kam und nicht sofort halten konnte. D. stürzte sich wiederum auf den Beamten und drückte ihm mit einem Iku-Jitsu-Griff die Kehle zu. Der Beamte, der am Ersticken war, griff nach seiner Pistole und gab zunächst einen Schred- schuß ab, der aber nichts half. Jetzt schoß er auf seinen Gegner und traf ihn in die rechte Brustseite. Der Verletzte wurde nach der Rettungsstelle in der Eichhornstraße gebracht, starb aber dort bald nach der Aufnahme. Durch die sofort ein- geleiteten Zeugenvernehmungen wurde festgestellt, daß der Beamte K. sich in Notwehr befunden hat.

## Mord am Schiffbauerdamm?

### Eigenartige Selbstbeschuldigung eines Zwanzigjährigen.

Mit einer schweren Selbstbeschuldigung, für die bisher noch keine Bestätigung gefunden werden konnte, meldete sich gestern abend gegen 10 Uhr ein 20 Jahre alter Maschinenkasseler Wilhelm W. auf der Wache des 10. Reviers in der Alexanderstr. 36. Er gab an, in der Nähe des Schlütersteigs ein ihm unbekanntes junges Mädchen in die Spreegewässer zu haben. Nach seiner Behauptung, die noch sehr der Nachprüfung bedarf, lernte W. am Draniensburger Tor ein Mädchen von etwa 15—16 Jahren kennen, ohne nach Namen und Wohnung zu fragen. Nach dem Besuch mehrerer Lokale ging er mit ihr in südlicher Richtung die Friedrichstraße hinauf. An der Weidenammer Brücke verlangte er von seiner Begleiterin, daß sie die Nacht mit ihm zubringe. Sie lehnte das aber entschieden ab. Beide gingen nun am Schiffbauerdamm entlang. Als das Mädchen bei seiner Weigerung blieb, wurde W. fälschlich. Im Streit packte er sie an den Hüften und warf sie in der Nähe des Schlütersteigs in die Spree. Er hörte nur noch einen einzigen Ausruf, dann ging das Mädchen unter und kam nicht wieder zum Vorschein. Die Ertrunkene war, wie er sagt, etwa 1,60 Meter groß, hatte helles Buschhaar und kleine schmale Hände, war ohne Kopfbedeckung und trug dunkelgrünen Mantel, hellgraues Kleid, helle Strümpfe und Halbschuhe. Sie sprach Berliner Mundart. Bei sich hatte sie eine dunkelbraune Handtasche. Die Wordinspktion, der der junge Mann vorgeführt wurde, hat die Ermittlungen aufgenommen. Bisher ist noch niemand gefunden, der von dem behaupteten Vorgange etwas wahrgenommen hätte. Auf den Revieren, die in Betracht kommen können, ist auch noch nichts bekannt. Bei W. fand man ein Notizbuch mit einem Vermerk, nach dem er sich einmal das Leben nehmen wollte. Dazu gibt er an, daß er sich am 12. August 1926 in der esterischen Wohnung in der Riemannstraße zu Salzmedel einen Messerstich in die Herzgegend beigebracht habe. Geringer Verdienst soll ihn dazu veranlaßt haben. Er behauptet, daß er stark sinnlich veranlagt sei und öfter Herzbeschwerden habe. Nach Berlin sei er erst am 11. d. M. gekommen, um hier „das Leben zu genießen“. Anträgen der Kriminalpolizei in der Heimat des jungen Mannes werden wohl bald Klarheit darüber schaffen, ob man es mit einem geistig gefunden Menschen zu tun hat.

# Die Meineidsfabrik vor Gericht.

## Frau Ohlerich endlich geständig.

Mit der sogenannten Meineidsfabrik der Frau Berta Ohlerich, hat sich heute zum dritten Male ein Berliner Schwurgericht zu beschäftigen. Diesmal ist es eine Massenmeineidsanklage mit 10 Angeklagten, deren Verhandlung vor dem Schwurgericht I. unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Dr. Sternhelm, begann. Entstanden ist der Rattenkönig von Meineidsprozessen aus einer Bagatelldade:

Frau Ohlerich wollte ihrem geschiedenen Ehemann, den sie verlassen hatte, einige alte Sachen, darunter eine Nähmaschine, einen Nähstisch und eine Flurgarderobe, nicht herausgeben. In den daraus entstandenen Zivilprozessen beschworen eine Reihe von Personen die Behauptung der Frau Ohlerich, daß die Sachen von ihr verkauft und aus der Wohnung weggeschafft worden seien. Dann aber erklärte in einem Wucherprozeß gegen Frau Ohlerich der angebliche Käufer, ein Bäckermeister Ahr, plötzlich als Zeuge vor Gericht:

„Ich leiste keinen neuen Meineid mehr“.

In dem nunmehr gegen Ahr eingeleiteten Meineidsprozeß, in welchem auch Frau Ohlerich wegen Anstiftung angeklagt worden war, suchte Frau Ohlerich entgegen dem aufrechterhaltenen Geständnis des Ahr vor dem Schwurgericht III diesen als unglaubwürdig hinzustellen. Sie ließ eine Schar von Zeugen auftreten, die sämtlich beschworen, daß die Möbelstücke in die Wohnung des Ahr geschafft worden seien und die teilweise auch Zeugen des Kaufvertrages gewesen sein wollten. Hinerher hat sich jedoch ergeben, daß Ahr Frau Ohlerich erst viel später überhaupt kennen gelernt hatte, und daß er gar kein Schimmelgespann besaß. Im Weid- nachten 1927 war Frau Ohlerich erneut vor dem Schwurgericht I

angeklagt. Ihre Freundin, Helene Rittendorf, die nunmehr auch ein Geständnis abgelegt hatte, zu mehreren Meineiden angeklagt zu haben. Sie bestritt wieder jede Schuld, obwohl im Laufe der Verhandlung ein Teil ihrer Schwurzeugen zusammenbrach und Geständnisse ablegte. Andere Zeugen aber leisteten zum zweiten und dritten Male damals einen Meineid.

Es stellte sich im Laufe der früheren Verhandlungen durch die geständigen Schwurzeugen heraus, daß Frau Ohlerich vor dem ersten Meineidsprozeß ihre Zeugen zu sich zum Kaffee geladen und ihnen eingeredet hatte, was sie auszusagen hätten, daß sie gewissermaßen

### eine Meineidgeneralprobe

abgehalten hatte. Frau Ohlerich, die sich jetzt nur noch mit ihrem Mädchennamen Berta Wunsch nennen darf, ist inzwischen wegen mehrfacher Anstiftung zum Meineide rechtskräftig zu 4 1/2 Jahren Zuchthaus verurteilt worden und verbüßt diese Strafe jetzt in der Strafanstalt in Sagan, von wo sie heute dem Schwurgericht I vorgeführt wurde, um sich wegen Anstiftung zu 15 weiteren Meineiden und einer Reihe von falschen eidesstattlichen Versicherungen zu verantworten. Kurz nach Eröffnung der Verhandlung erbat ihr Verteidiger, Dr. Bindar, ihm Gelegenheit zu geben, auf Frau Ohlerich, die schwer krank sei, in einer Besprechung einzuwirken, ob sie nicht nunmehr ein Geständnis ablegen wolle. Nachdem die Verhandlung daraufhin kurze Zeit unterbrochen worden war, legte

### Frau Ohlerich unter Tränen endlich ein Geständnis

ab, daß sie den ganzen Kaufvertrag mit Ahr und den Abtransport der Sachen erdichtet gehabt habe. Ihre Ehe sei unglücklich gewesen, so daß sie ihren Mann verlassen mußte. Da sie völlig verarmt war, hätte sie wenigstens die wenigen Sachen retten wollen. Mit der Nähmaschine habe sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben wollen. Vor.: Es war doch aber unrecht, daß Sie andere Leute noch hinein- gezogen uns ins Unglück gebracht haben. Angekl. Berta Ohlerich: Ich war in solcher Aufregung und Not, daß ich mir der Tragweite nicht bewußt gewesen bin. Dann brach die Angeklagte zusammen und konnte nicht weiterreden. Die etwa 25 Jahre alte Gertrud Rantkowski, die bei dem Ehepaar Ohlerich zu Miete gewohnt hatte und mit Frau Ohlerich mitgezogen war, hatte beschworen, daß die Sachen mit Genehmigung des Herrn Ohlerich verkauft worden seien. Sie mußte jetzt zugeben, daß sie das von Herrn Ohlerich selbst nie gehört habe, sondern daß Frau Ohlerich es ihr immer wieder erzählt hätte, so daß sie es schließlich glaubte. Die Verhandlungen werden etwa drei bis vier Tage dauern.

Sie Charles Abbes und Sir Josef Blakett sind zu stellvertretenden britischen Delegierten für den Ausschuss zur endgültigen Regelung der Reparationsfrage ernannt.

## Philharmonisches.

„Mich hätte so leicht man nicht betört,“ sprach Bäcker Brösel beim Zeitunglesen.  
„Eine Frau, die sich ernste Musik anhört, die wäre für mich sowieso nichts gewesen.“

Ein jeder bestaunte den andern verwundert:  
„Wie kommt denn jula Mensch in die Philharmonie?“  
Und so erkannten sich die Zweihundert.  
Ueberschrift: Seelen sympathie!

Es scheint, daß bei diesem Biletteigebie  
Eine alte Erfahrung in nichts zerfiel:  
Die Männer hatten wohl Pech in der Liebe,  
trotzdem Frau Rager kein Glück im Spiel!

Jonathan.

## Die Sozialdemokratie in Sachsen. Stellungnahme zur Reichspolitik.

Leipzig, 14. Januar. (Eigenbericht.)

Vom 12. bis 13. Januar fand in Leipzig der Parteitag der sächsischen Sozialdemokratie statt, der mit 99 Delegierten besetzt war. Neben den Vertretern des Landesauschusses, der Partei und der Gewerkschaften nahmen drei Mitglieder der Reichstagsfraktion sowie sechs Landtagsabgeordnete daran teil. Dittmann überbrachte die Grüße des Parteivorstandes und wünschte der Tagung den besten Verlauf. Lipinski begrüßte die Delegierten im Namen des Bezirksvorstandes. Edel, Vorsitzender des Landesauschusses, erwähnte in seiner Begrüßungsansprache, daß die sächsische Sozialdemokratie bei den letzten Reichstagswahlen eine Million Wähler gemustert habe.

Reichstagsabgeordneter Ströbel-Berlin referierte über das Thema: „Die Rückwirkungen der Reichspolitik auf Sachsen.“ Innerhalb der Partei wären jetzt wegen der Frage der Koalition



Ein neues Berliner Bären-Denkmal

ist jetzt vor dem Straßenbahnhof in der Müllerstraße aufgestellt worden.

Meinungsvielfachheiten vorhanden. In Sachsen ist die überwiegende Mehrheit der Partei der Meinung, daß die jetzige Koalition für die Dauer nicht tragbar sei, denn die Früchte der Koalitionspolitik wären sehr mager und eine Besserung sei nicht vorauszusehen. Wiederholt seien von der Sozialdemokratie in der Reichsregierung den bürgerlichen Parteien Konzessionen gemacht worden. Im Zusammenhang mit der Koalitionsfrage stehe das Wehrproblem. Den deutschen Militarismus zu bekämpfen und ihm alle Mittel zu verweigern, müsse die Aufgabe der Sozialdemokratie sein. — Dittmann wies darauf hin, daß über die Reichspolitik auf Landestagungen, die nach dem Statut sich nur mit Landesfragen beschäftigen dürfen, keine bindenden Beschlüsse gefaßt werden können. Besonders scharf wendete er sich gegen einzelne Punkte der vorliegenden Resolution und wünschte deren Abänderung. — Der weitere Verlauf der Aussprache war sehr lebhaft. Die dem Parteitag vorgelegte Resolution, die entsprechend den Anregungen Dittmanns geändert worden war, wurde gegen eine Stimme angenommen.

Ueber die sächsische Landespolitik sprach Edel-Dresden. In Sachsen folge eine Krise der anderen. Erst jetzt sei man wieder auf der Suche nach einem Kultusminister, und ein Reaktionsär schlimmster Art habe die besten Aussichten. Die SPD, die als stärkste Fraktion im Landtag ist, habe eine Koalition mit den bürgerlichen Abgeordneten. Sie befinde sich in schärfster Opposition. Mit Hilfe der USPD, sei die Heib-Regierung gebildet worden und bis zum heutigen Tage würde eine arbeitserfeindliche Politik getrieben. Durch die bürgerliche Mehrheit sind auf dem Gebiet des Schulwesens, des Gemeindefwesens und in der Verwaltung bedeutende Verschlechterungen eingetreten. Obwohl nach den Reichstagswahlen in Sachsen eine proletarische Mehrheit zu verzeichnen sei, weigere sich die Heib-Regierung, den Landtag aufzulösen. Die Sozialdemokratie würde in Zukunft alles tun, um der bürgerlichen Mehrheit eine geschlossene Phalanx entgegenzusetzen, und versuchen, die politische Macht zu erobern.

Den Bericht der Landtagsfraktion erstattete Rehrig-Leipzig. Obwohl die reaktionäre Mehrheit des Landtags alles versuche, um die Forderungen der Sozialdemokratie zur Ablehnung zu bringen, habe die Fraktion manche guten Erfolge zu verzeichnen. Die bürgerliche Mehrheit würde bis 1930 den Landtag bestehen lassen, obwohl bereits das Reichsgericht entschieden habe, daß der jetzige Landtag eine verfassungsmäßige Zusammensetzung nicht habe.

Ueber die Kommunalpolitik der sächsischen Sozialdemokratie referierte Stadtvorordneter Kösch-Dresden. Die dem Parteitag vorgelegten kommunalpolitischen Richtlinien wurden einstimmig angenommen. Nach Erörterung einiger Anträge und Annahme derselben wurde der Parteitag mit einem Hoch auf die Sozialdemokratie geschlossen.

## Kommt der Handelsvertrag?

Agarprodukte geregelt. — Die Frage der Industrieerzeugnisse

Warschau, 14. Januar. (Eigenbericht.)

Der deutsche Unterhändler Hermes ist nach mehrfachen Besprechungen mit den polnischen Vertretern nach Berlin abgereist. Nachdem die deutschen Angebote in der Frage der Einfuhr polnischer Agrarprodukte und Schweine von Polen als genügend angesehen werden, handelt es sich jetzt darum, präzise polnische Erklärungen über Gegenkonzeptionen für die deutsche Industrieausfuhr in Form von Kontingenten und Zollnachlässen zu erhalten. Leider haben die ersten Ausprägungen darüber noch keine Klarheit geschaffen. Twardowski hat sich bereit erklärt, Hermes bis Ende dieser Woche die gewünschte Auskunft zu geben, und es hänge nunmehr davon ab, wann die Verhandlungen wieder aufgenommen werden.

# Theater und Film.

## Bera Skoronel tanzt.

Matinee in der Volksbühne.

Bera Skoronel, Schülerin von Berthe Trümpy, hat sich ihren Weg gebahnt. Wenn diese Tänzerin heute auf dem Podium steht, so fühlt jeder, der auch nur einige innere Verbundenheit mit dem modernen Tanz hat: hier steht eine Könnlerin — in gewissem Sinne schon: eine Meisterin. Diesen Titel freilich verdient Bera Skoronel noch nicht bedingungslos. Denn noch ringt sie um ihren Tanzstil, sucht ihn auf verschiedenen Wegen, ohne ganz klar und unbeirrt den ihr gemäßen zu erkennen. Dabei kommen dann bisweilen auch Tänze zustande, die man bei einer guten Durchschnittstänzerin erfreut hinnehmen würde, die aber nicht befriedigen, wenn eine Skoronel sie bietet. So zeigte sie in ihrer Tanzmatinee in der Volksbühne eine „Skizze“, in der sie sich im kindlich-spielerischen Tanz versuchte, der — auch in der wain-grotesken Schlüßpose — an Tänze der Palucca erinnerte. Das Temperament der Skoronel ist aber viel zu brennend, um diese leichte entspannte Heiterkeit ganz echt werden zu lassen. Es haftet ein Rest von Bewußtheit an diesem Spiel. Auch der „Tanz des wilden Gottes“, der den Untertitel „Rächtig“ trug, ist nicht völlig wefensecht. Kraftvolle Wucht, wie sie hier angestrebt wird, steht mit dem Temperament der Skoronel wie mit ihrer zierlichen Erscheinung in Widerspruch. Dagegen ist der zweite dieser „Tänze des wilden Gottes“, den sie „Frohlockend“ nennt, eine Glanzleistung. Triumphierend beherrscht sie hier die Bühne mit der Federkraft ihrer Glieder, mit dem Wirbel ihrer tänzerischen Schwünge.

Im übrigen wurde eine Fülle tänzerischer Vollenbung geboten. Bera Skoronel hat auf technischem Gebiet nahezu Vollkommenheit erreicht und damit in praktischer Beziehung unbegrenzte Ausdrucksmöglichkeiten gewonnen. Körper und Glieder gehorchen ihr ohne jedes Widerstreben, ohne daß dem Zuschauer der Begriff „Technik“ dabei überhaupt noch fühlbar wird. Mit das schönste der Matinee war eine „Phantasie über altbairische Weisen“. Die Skoronel gab hier eine Vertiefung von leidenschaftlich-temperamentvollen Gesten und strenger Gebundenheit, die aber in der Straffung der Gebärde die verhaltene Stut fühlbar machte. Die Gruppe nahm die tänzerische Grundidee auf und gestaltete sie „grotesk gesteigert“. Diese Kammergruppe ist hervorgegangen aus der Meisterklasse der Tanzschule Trümpy und verfügt über ein treffliches technisches Können.

In den Gruppentänzen zeigte Bera Skoronel eine außerordentliche Begabung für Tanzkomposition. Die Tänze sind formal wie inhaltlich glänzend aufgebaut. Aus ihnen spricht eine meisterhafte Raumbeherrschung und immer eine klare, einheitliche Grundidee. In dem wundervollen „Tanz der Demut“ ist jede Linie geschlossen, der ganze Tanz der Ablauf einer klar vorgeschriebenen Kurve, die sich weich in weitem Kreisbogen auflöst. Eine Fülle von glänzenden Solotänzen der Skoronel und von Gruppentänzen boten sich den Zuschauern dar. Am Flügel sah eine hervorragend gute Begleiterin: Wie Scherker, der die musikalische Formulierung der Tänze mit einer genialen Einfühlbarkeit gelang.

Ein Tanz, der aus dem Rahmen herausfiel — ohne daß man ihn hätte missen mögen — soll besonders genannt werden. Es ist dies der „Komische Spaziergang“, eine Tanzparodie, in der sich weniger bedeutendes tänzerisches Können als tänzerisches Temperament entfalten kann. Die glänzende Tanzregie der Skoronel hat hier eine sehr heitere Tanzszene zusammengestellt, in der vom Ballett bis zum igitischen Tanz und Apachentanz alle Tanzstile auf das Bergnügliche verulkt werden. Ilse Scherker begleitete die Szene sehr lustig mit „Salonmusik“.

Trade E. Schulz.

## „Kreuz und quer durchs Mittelmeer.“

Kammerlichtspiele.

Oberingenieur Drener hat hier in Berlin eine treue Gemeinde, die die Art seiner Filme und die Weise seines Vortrags liebt. Er bringt als Ausbeute seiner Fahrten keine wissenschaftlichen Dokumente, aber er bringt lebhafteste Reisetage. Drener geht immer gut vorbereitet auf die Reise, so daß er an Ort und Stelle im Augenblick weiß, worauf es ankommt; seine Erfahrungen mehren sich, und seine Filme werden besser und besser. Diesmal hat bei den Streifzügen durch Sitten alter Kunst und Kultur der Photograph Hugo Urban sehr viel Gutes geleistet. Bringt er doch nicht nur klare und schöne Aufnahmen, sondern hält auch das typisch Kolerische im Landschaftsbild fest. Die Reise ist recht ergiebig, sie führt nach Portugal, Spanien, Ägypten, Italien, Helios, Palästina usw. Von Barcelona aus macht man eine Fahrt nach dem Rottferrat und wird ganz benommen von der wunderbar eigenartigen Stimmung, die ausgeht von den gigantischen Wächern des heiligen Grabes. In Rossina stehen noch die Holzbaraden, die nach dem furchtbaren Erdbeben im Jahre 1906 von deutschen und amerikanischem Gelde gebaut wurden. Sie werden noch heute als Wohnungen genutzt, denn mit dem Aufbau geht's dort nicht so schnell. In den orientalischen Teppichmüppereien sehen wir ein uns mit Schauern erfüllendes Bild von Kinderarbeit. 360.000 Knoten sind pro Quadratmeter Teppich erforderlich! Solche Werte können nur Arbeiter schaffen, die so gut wie gar keine Ansprüche ans Leben stellen. Wir erblicken das zwangsmodernisierte Konstantinopel, das kein orientalisches Gepräge mehr hat und das — würde es nicht im Besitze seiner Moscheen sein — eine richtige kitchige europäische Stadt wäre. Palästina, das Land der drei großen Religionen, hat offenbar auf den Filmregisseur einen sehr tiefen Eindruck gemacht.

Wir sind gefangenommen von Kairos Pracht, dieser märchenhaft schönen Großstadt zwischen zwei Büsten. Der eingeschobene Trickfilm, der den Pyramidenbau veranschaulicht, vertritt freilich eine stark angedünnte Theorie. Interessant ist auch der große Rüststaudamm, dessen sinnreiche Einrichtung drei Ernten in einem Jahre ermöglicht. Wohlüberlegt handelte der Photograph, indem er Szenen aus dem Volksleben mit Fernobjekt aufnahm.

e. h.

## „Die Nordsee.“

Die Deutsche Gesellschaft für Meeresheilkunde veranstaltete eine Vorführung ihres Kulturfilms „Die Nordsee“ im Ufa-Palast am Zoo. Es wird darin an antichristlichen Beispielen die Einwirkung von Meeressonne, Wind und Wellen auf den schwachen oder kranken Körper nachgewiesen und die Bedeutung der Nordsee für Erholung und neue Erziehungsziele dargelegt. Zugleich werden Land und Leute in gutgewählten Ausschnitten vorgeführt. Das Bodeleben in Westerland, eine Wellenwanderung und -fahrt nach Amrum, Wattenpolonäsen, ein Besuch auf den Halligen, ein Ausflug nach Helgoland erwecken das Interesse des Binnenländers für See und Küste. Die Bilder von den frischen Volksbräuchen zeigen, wieviel Allgewohntes sich noch auf den Inseln gehalten hat. Der Hauptzweck des Filmes ruht indes auf den Tellen, die das Bode- und Strandleben und seine heilsamen Einflüsse schildern. Wie in den Seehospizen die strotzenden Großstadtkinder geholt werden, wie Freude und Lebensmut im Kinderparadies gewendet werden, wie die Waldspätle am Meeresstrande Körper und Geist schult — das alles und vieles andere erfährt im Filme vor unseren Augen. Mögen die segensreichen Bestrebungen der Gesellschaft für Meereskunde durch diesen Film an Ausdehnung und Auswirkung gewinnen.

r.

## Eine neue Feldtheorie von Prof. Einstein

Unter dieser Ueberschrift ging die Nachricht durch viele Tagesblätter, daß der Schöpfer der Relativitätstheorie, Albert Einstein, der Akademie der Wissenschaften eine neue Arbeit über das Schwerkfeld und das elektrodynamische Feld eingereicht habe, woran meistens noch lobpreisende Bemerkungen über den Inhalt der Arbeit geknüpft waren. Freilich hatten die Schreiber sie noch gar nicht zu Gesicht bekommen, da ja noch gut zwei bis drei Wochen vergehen werden, ehe die Arbeit gedruckt vorliegen wird. Weil überdies anzunehmen war, daß es sich um rein mathematische Ausführungen handelt, zu deren Verständnis ein nicht geringes Maß von Fachkenntnissen erforderlich ist, hielten wir es für überflüssig, unsern Lesern die Lektüre der Einreichung dieser neuen Abhandlung bei der Akademie mitzuteilen.

Auf Anfrage bei Professor Einstein bestätigte dieser das Zutreffende unserer Auffassung, indem er es mit starker Betonung als großen Unfug bezeichnete, daß eine solche Notiz überhaupt in die Tagespresse kommen konnte. Wir verstehen diesen Unwillen des persönlich überaus bescheidenen Gelehrten sehr wohl — wird doch durch solche Vorkommnisse der Eindruck erweckt, als ob ein Reklamebedürfnis für ihn bestände.

Immerhin wollen wir, weil die Sache nun einmal in den Blättern erwähnt ist, versuchen, unsern Lesern verständlich zu machen, um was es sich eigentlich handelt.

Die Vorstellung der sogenannten klassischen Physik, daß jeder Körper durch seine Masse eine Wirkung, die der allgemeinen Schwere, überall im Raume ausübt, ist in der Relativitätstheorie durch die Vorstellung ersetzt worden, daß die Schwerkraft sich nur in der nächsten Umgebung eines Körpers, seinem sogenannten Schwerkfeld, bemerkbar macht. Jeder Körper wirkt demnach mit seinem Schwerkfeld gestaltend und umgestaltend auf den Raum ein; dieser kann nicht mehr wie früher gleich der Zeit für etwas Absolutes, unsere allgemeine Anschauungsform, gehalten werden. Statt aus der allgemeinen Schwerkraft aller Körper aufeinander müssen sich ihre Bewegungen aus den Eigenschaften ihrer Schwerkfelder ableiten lassen. In ähnlicher Weise wird jeder in elektrischem Zustand befindliche Körper als von einem elektrischen Feld umgeben vorgestellt, aus dessen Eigenschaften und Veränderungen die Gesetze des elektrischen Geschehens, der elektrischen Bewegungen (mit einem Fremdwort Elektrodynamik genannt) abgeleitet werden müssen.

Vor wenigen Jahrzehnten noch bemühten sich die Physiker, zu einer einheitlichen Auffassung alles Naturgeschehens dadurch zu gelangen, daß die Gesamtheit der elektrischen Vorgänge, die Elektrodynamik, auf Bewegungen von Massen entfallen, also auf Mechanik, zurückgeführt wurde. Als aber alle geistvollen Versuche dieser Art sich als vergeblich erwiesen, schlug man den umgekehrten Weg ein und versuchte, die Bewegungen der körperlichen Massen als elektrische Erscheinungen zu begreifen, die Mechanik also als einen Teil der Elektrodynamik aufzufassen.

In dieser Richtung liegt auch die neue Arbeit von Einstein. Sie

stellt einen Versuch dar, in Weiterführung der Relativitätstheorie die mathematischen Gesetze des Schwerkfeldes und des elektrodynamischen Feldes unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen.

Dr. Bruno Borchardt

## Um die Rundfunkmusik.

Vortrag von Waltershausen im Bachsaal.

Eingeladen vom Berliner Tonkünstler-Berein, sprach gestern der Komponist und Direktor der Münchener Tonkünstler-Akademie von Waltershausen im Bachsaal über das aktuelle Thema „Das Problem der Rundfunkmusik“.

Er ging in seinen Ausführungen davon aus, daß der Rundfunk eine scharfe Kritik an dem Betrieb des augenblicklichen Musiklebens bedeute, denn das moderne Konzert ist eine bürgerliche Angelegenheit und erfährt keineswegs das ganze Volk. Hierin schafft der Rundfunk entscheidenden Wandel. Das ist sein großes Plus. Er bietet auch die Möglichkeit, das zeitgenössische Musikschaffen dem Volk zu vermitteln und gleichzeitig durch populär gehaltene Vorträge kunstzerstörerisch zu wirken und damit eine Verödung der Schule auszugleichen.

Ferner weist der Rundfunk die Ausübenden selbst auf ihre eigenen technischen und künstlerischen Fehler hin. Gibt es für den Rundfunk ungeeignete Stimmen? Die Erfahrung lehrt, daß bei Stimmen, die wirkungslos im Radio bleiben, meistens die Fehler in grotesker Verzerrung in die Erscheinung treten. Sauberkeit und Ergötlichkeit bei der Intonation, scharfe und präzise Rhythmisierung sind Vorbedingungen für die Rundfunkmusik.

Demgegenüber bietet aber auch der Rundfunk große Nachteile. Das Klangbild wird verzerrt, allerdings verbessert sich durch neue Erfindungen täglich die Situation, so klingt heute das Klavier bedeutend voller als vor etwa zwei Jahren. Aber der Klang bleibt unpersonlich, und ein großer blühender Orchesterklang wird wohl nie erreicht werden. Gefährlich ist auch die Isolierung des Hörers, des Herausgerissenseins aus der Gemeinschaft, ferner die Möglichkeit einer Zentralisierung und einer Unterdrückung des lokalen Musiklebens.

Bisher hat die Rundfunkmusik noch keinen eigenen Stil entwickelt. Entscheidend wird aber diese stiftende Kraft sein. Im Radio fehlt das akustische Raumbewußtsein des Hörers. Eine Geige füllt den Raum ebenso wie ein ganzer Streichkörper. Auf diesen Voraussetzungen wäre aufzubauen.

—4—

**Musikrevue** Das 5. Konzert mit dem Völkharmonischen Orchester findet am 16. Januar unter Leitung Josef Steddis in der Völkharmonie statt. Zur Aufführung gelangt u. a. die 8. Sinfonie von Bruckner, eines der gigantischsten Werke der Musikliteratur.

**Der Maurice Dvorak-Film** „Der großer Ritt“, wird auf allgemeinen Wunsch hin nochmals vom 15. bis 17. Januar in den Spielplan des L.-U. Kurfürstendamm aufgenommen.



# Das Geheimnis des Sachsenwaldes

## Bismarck und die königlichen Geschenke

Die „Kriegsdotationen“, das heißt auf gut Deutsch: Schenkungen an die Feldherren und Staatsmänner haben in der preußisch-deutschen Geschichte sowohl nach den Befreiungskriegen 1813 und 1814 wie auch 1866 und 1871 eine große Rolle gespielt und sind in der Hauptrolle von bleibender Bedeutung gewesen in der Erscheinung. Mancherlei Wertwüdiges ereignete sich schon nach den Befreiungskriegen. Einer der verdienstvollsten Heerführer schrieb an König Friedrich Wilhelm III., indem er ihm eine selbstgezeichnete Bleistiftskizze überfandte, er möge ihm doch

das Büchel an der Ober

für seine Kriegsverdienste schenken, und meinte in Wirklichkeit damit den ganzen Odebruch! Aber unter allen Kriegsbefehlungen ist am eigenartigsten die Überweisung des Sachsenwaldes an den Fürsten Bismarck unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege, und sie ist zugleich die größte aller Dotationen, die je in Deutschland stattgefunden hat.

Friedrich Wilhelm III. vergab auch stiftliche Schenkungen an den Fürsten Blücher von Wahlstatt, den Generalfeldmarschall Jork von Wartenburg, den Generalfeldmarschall Kleist von Tollendorf und den Generalfeldmarschall von Sneydenau. Die schließlichen Fideikommissverordnungen des Fürsten von Blücher-Wahlstatt und der beiden Grafen Jork von Wartenburg sowie das Majorat Sommerschburg des Grafen Reibhardt von Sneydenau bei Magdeburg sind heute noch ein Zeugnis jener Dotationen. Aber diese blieben weit zurück hinter der

### riesenhaften Schenkung an den Fürsten Bismarck.

Denn diese „Dotation“ umfaßte nahezu die Hälfte der Domänen des Herzogtums Lauenburg. Sofort nach Beendigung des deutsch-österreichischen Krieges brachte Graf Bismarck schon im September 1866, gestützt auf die historischen Vorgänge von 1813, die „Dotierung“ der hervorragenden Feldherren und Staatsmänner auf den Weg der Gesetzgebung. Durch Gesetz vom 28. Dezember 1866 wurden 1½ Millionen Taler bewilligt, aus denen König Wilhelm I. seinem Ministerpräsidenten,

dem Grafen von Bismarck, 400 000 Taler, dem Kriegsminister von Roon 300 000 Taler, dem Generalfeldmarschall Grafen von Moltke 200 000 Taler und den Generälen der Infanterie Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz, Vogel von Falckenstein je 200 000 Taler überwies.

Bismarck hat später manchmal erzählt, es habe ihm widerstanden, bares Geld von den preussischen Abgeordneten anzunehmen, mit denen er seit Beginn seiner Tätigkeit als Ministerpräsident im Jahre 1862 in argster Freundschaft lag. Auch Liebe er Geldgeschenke nicht, man hätte ihm die Staatsdomänen und Staatswälder in dem von Bayern an Preußen abgetretenen Zipfel überweisen sollen.

Nach dem deutsch-französischen Kriege wurden durch ein Reichsgesetz vom 22. Juni 1871 nicht weniger als 4 Millionen Taler zur Verteilung von Dotationen an diejenigen deutschen Heerführer, sowie an deutsche Staatsmänner, welche bei dem nationalen Erfolge dieses Krieges in hervorragender Weise mitgewirkt haben, aus der von Frankreich zu zahlenden Kriegsschuldigung dem Kaiser zur Verfügung gestellt. Die Auswahl der Personen und die Höhe der Beträge blieb ganz dem Ermessen des deutschen Kaisers überlassen. Es haben schließlich aus diesen 4 Millionen Talern einschließlich von drei bayerischen Generalen 27 Personen Dotationen erhalten, aber Bismarck war nicht unter ihnen. Noch heute ist der irdümmliche Glaube allgemein, daß Bismarck aus der französischen Kriegsschuldigung durch ein Reichsgesetz die Gelder erhalten habe, die zur Erwerbung des Sachsenwaldes führten. Der Reichstag hat mit der Schenkung an den Fürsten Bismarck in Wirklichkeit nichts zu tun gehabt. Ein Parlament hätte ihm die Summen auch nicht gewährt, die er haben wollte. Bismarck wollte sich nicht mehr auf die gleiche Stufe stellen mit Moltke und Roon oder dem Prinzen Friedrich Karl oder den anderen Empfängern von Kriegsdotationen. Unter den Reichstagsabgeordneten bei der ersten Beratung des Dotationsgesetzes am 13. Juni 1871 mußte noch niemand, daß Bismarck an der in Aussicht genommenen Summe von 4 Millionen Talern kein Interesse habe. Erst in der geheimen Kammer, die unter dem Vorbehalt des Fürsten Hohenzollern lagte, teilte Bismarck am Abend desselben Tages mit, daß er nicht dabei beteiligt sei, da der König ihm die

### Grundlage zu seinem Fürstentum

in anderer Weise geben würde. Und er hatte es verstanden, sich eine Dotation zu verschaffen in Gestalt des Sachsenwaldes, die schon damals in Wirklichkeit weit mehr wert war, als der gesamte, vom Reichstag bewilligte Schenkungsbetrag von 4 Millionen Talern, wenn gleich sie amtlich nur auf 1 Million Taler geschätzt wurde. Erst am 2. März 1872 wurden Moltke und die anderen Generäle, die den Krieg gewonnen hatten, vom Kaiser benachrichtigt, daß sie eine Dotation erhalten würden, indem ihnen gleichzeitig der Betrag mitgeteilt wurde.

Bismarck aber ging unmittelbar nach der Unterzeichnung des definitiven Friedens zwischen Frankreich und Deutschland zu Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871, nachdem er nach Berlin zurückgekehrt war, mit der ihm in wichtigen Dingen eigenen Energie an die Erwerbung der Hausmacht, die sein Ideal war.

Durch Kabinettsorder vom 17. Mai 1871 an den Minister für Lauenburg, Fürsten von Bismarck, berief der Kaiser als Herzog von Lauenburg den „Landtag“ des Herzogtums zu einer Tagung auf den 24. Mai ein mit der Begründung, daß die juristische Natur der Domänen des Herzogtums im allgemeinen unklar sei und er daher vorschlage, Domänen in einem Werte von einer Million Talern auszufordern und ihm zum freien, unbefchränkten Eigentum zu überlassen, wogegen er den ganzen Rest dem Herzogtum als freies unbefchränktes Eigentum überweisen wolle.

Schon am 21. Juni 1871 wurden die gesamten Domänen des Amtes Schwarzenberg, also des sogenannten Sachsenwaldes, zum freien und unbefchränkten Eigentum, nachdem am 19. Juni auf Grund der lauenburgischen Landtagsverhandlung ein Vertrag zwischen dem Regierungskommissar Freiherrn von Landsberg als

Vertreter des Ministers von Lauenburg, Fürsten von Bismarck, einerseits und dem Landratskollegium als durch Auftrag legitimiertem Vertreter der Ritter- und Landschaft Lauenburg andererseits abgeschlossen worden war. Schon am 24. Juni 1871 überweist Kaiser Wilhelm I., Herzog von Lauenburg, die ihm in Lauenburg zugehörigen Domänen im Wert von ungefähr einer Million Taler dem Kanzler des Deutschen Reiches, Fürsten von Bismarck, in Anerkennung seiner Verdienste, als eine Dotation zu freiem und unbefchränktem Eigentum.

Als bald darauf der italienische Staatsmann Crispi Casti des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh war, erzählte ihm der Fürst mit



Ein Hebeltag in London. Der Trafalgar Square in London um 10 Uhr vormittags während eines starken Hebels.

Stolz, daß sein lauenburgischer Besitz aus 30 000 Morgen oder 7500 Hektar Hochwald bestehe. Und in der Tat hat der Sachsenwald einen Umfang von 75 Quadratkilometern = 75 Millionen Quadratmeter, während der ganze Grünwald bei Berlin nur 4555 Hektar = 45 550 000 Quadratmeter Umfang hat. Wenn man bedenkt, daß der Sachsenwald nur 23 Kilometer von Hamburg, der zweitgrößten Stadt Deutschlands, entfernt liegt, so kann man ermessen, welchen Wert das Holz der uralten Buchen und Eichen dieses Hochwaldes hat und welchen Wert für die Hamburger eine Villenkolonie auch nur am Rande eines solchen wunderbaren Waldes haben würde.

Der heutige Wert des Sachsenwaldes ist auf mindestens 150 Millionen Mark zu schätzen.

Kein Feldherr und kein Staatsmann in der deutschen Geschichte, selbst Albrecht von Wallenstein nicht ausgenommen, hat es



Montag, 14. Januar.  
Berlin.

- 16.00 Ingenieur Joachim Boehmer: Technische Wochenplauderei.
- 16.30 Lieder. 1. Wilhelm Reith: a) Veröhnung; b) Mein Kind; c) Klein-Sterbelied; d) Vollmond; e) In deine Augen; f) Unser Liebeslied (Lasker-Schüler). — 2. a) Beten; Vaganterlied; b) Brentano; Wiegenslied; c) Keller; Das Köhlerweib ist trunken; d) Wickenburg-Almsay; Ich schenke mein Straßel; e) Heinemann; Altersweilen; f) Cleve; Liebesallergewalt (da Harth zur Nieden, Alt. Am Flügel: Wilhelm Reith und Edgar Cleve).
- 17.00 Alte Kammermusik auf historischen Instrumenten (Peter Harlas und Edgar Lucas).
- 17.30 Novellen. Rait. Eine Novelle von Friedrich Wolf. (Gelesen vom Autor.)
- 18.10 Deutscher Sprachverein: Sprachliche Plauderei.
- 18.30 Hans-Bredow-Schule. Stadtrat Fricke und Lektor Mann: Englisch für Anfänger.
- 19.00 O.-Reg.-Rat Seeger, Leiter der Filmüberprüfstelle und Alfred Rosenthal: Was der Filmzensor erlaubt und verbietet. (Ein Zwiegespräch.)
- 19.30 Staatsminister und preuß. Minister des Innern Albert Grzesinski: Der Aufbau der preussischen Verwaltung (I.).
- 20.00 Dr. Paul Siehan, Wien: Einführung zu der nachfolgenden Uebersetzung aus dem Bach-Saal.

Anschließend Uebersetzung aus dem Bach-Saal: Konzert, veranstaltet vom österreichischen Komponisten-Bund, 1. Karl Weigl: Streichquartett d-moll (Uraufführung). Allegro — Allegretto — Adagio — Allegro appassionato (Konzertmeister Maurits van den Berg, 1. Violine, Charlotte Rosen, 2. Violine, Lorenz Höber, Viola, Ewel Stigmann, Cello). — 2. Hans Gál: Orgelocata op. 29 (Walter Drzewski). — 3. Egon Wellesz: Suite für Violoncell op. 39. Maestoso — Allegretto — Andante — Poco mosso ma non troppo (Prof. Nicolai Graudan). — 4. Wilhelm Grosz: Liebeslieder zweite Folge nach Volksliedtexten op. 22. a) Deine Wänglein; b) Kommst der Liebe Sommer; c) Klipp, klapp, öfne mir; d) Läßt das Wasserlein; e) Ich hab' geliebt ein' Knaben; f) Hochzeit ist (Anna Marie Lenzberg Sopran, Am Flügel: Der Komponist). — 5. Joz. M. Hanor: Fünf Kammerstücke für Streichquartett, Klavier und Harmonium (Uraufführung). Langsam — Breit — Länder — Beleb — Die Viertel im Schritt (Maurits van den Berg, 1. Violine, Charlotte Rosen, 2. Violine, Lorenz Höber, Viola, Ewel Stigmann, Cello, Walter Kauffmann, Klavier, und Hans Gál, Harmonium).

Anschließend Tanz-Musik (Kapelle Otto Kernbach).

- 00.30 Nacht-Musik
- Königswusterhausen.
- 16.00 Stud.-Kaz. Völkler, Lektor Claude Grandet: Französisch (kulturanthologisch-literarische Stunde).
- 16.30 Uebersetzung des Nachmittagskonzertes Berlin.
- 17.30 Herbert Baldaus: Bolivien und Paraguay.
- 18.00 Dr. Hans Lebede: Musik zur Zeit Lessings (II.).
- 18.30 Stud.-Rat Fricke, Lektor Mann: Englisch für Anfänger.
- 18.55 Major a. D. Kleinhaus und Zivillng. v. Blücher: Deutscher Bauer hört an, wie Funk und Film die kalten kenne! (Zwiesgespräch.)
- 19.20 Stud.-Rat Dr. Ing. P. Westphal: Werkmeisterlehrgang für Facharbeiter: Dampfmaschinen und Brennkraftmaschinen (V.).
- Ab 20.00 Uebersetzung von Berlin.

verstanden, ein so großes Vermögen in allerbestem Grundbesitz sich zu verschaffen.

Wie aber ist Wilhelm I. für die Hergabe dieses seines Besitzes, den er allerdings nur drei Tage, vom 21. bis 24. Juni 1871, in seinem Eigentum hatte, entschädigt worden? Am 2. März 1872 ist die Verteilung der Nationaldotations von 4 Millionen Taler in nachfolgender Weise durch den Kaiser ausgeführt worden. Es haben erhalten: Generalfeldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen, Generalfeldmarschall Graf Moltke, Kriegsminister Graf von Roon, General der Kavallerie Freiherr von Manteuffel je 300 000 Taler, General der Infanterie von Götten und General der Infanterie von Werder sowie Staatsminister Delbrück je 200 000 Taler, die Generale der Infanterie von Boigt-Rheß, von Franseck und von Alvensleben II, sowie Generalleutnant von Blumenthal je 150 000 Taler, Generaloberst Prinz August von Württemberg, die Generale der Infanterie von Alvensleben I, von Jastrow, von Ranstein, von Kirchbach, Generalleutnant von Bose, von Stülpnagel, General der Kavallerie von Boddieski, Generalleutnant von Kameke, Generalleutnant von Stojch, Generalleutnant von Obernitz, sächsischer Generalleutnant von Fabrice, Kgl. württembergischer Generalleutnant von Sudow je 100 000 Taler, endlich dem König von Bayern zur Verteilung nach eigener Bestimmung 300 000 Taler.

Der deutsche Kronprinz hatte auf Befragen erklärt, er wolle keine Dotation, wenn ihm gegen seinen Willen eine solche aufgedrängt würde, werde er sie an Blumenthal überweisen, der die Schlachten gewonnen habe. Auch die sächsischen Prinzen verzichteten. Prinz Friedrich Karl aber hatte erklärt, er hätte mehr Berechtigung als ein kommandierender General.

Aus den beiden Kriegsdotationen 1866 und 1871 zusammen hatte der Stratege, der die Feldzüge gewonnen hatte, Generalfeldmarschall von Moltke, 1,5 Millionen Mark, der Kriegsminister von Roon 1,8 Millionen Mark, der Reichskanzler Fürst Bismarck aber 4,2 Millionen Mark und

in Wirklichkeit das Mehrfache dieser Summe.

Durch einen Erlaß des Kaisers an den „Minister für Lauenburg“ vom 27. Mai 1871, der „v. Bismarck“ gegengezeichnet war, war angeordnet worden, daß von einer anderen Abschätzung als der aus dem gegenwärtigen Ertrage sich ergebenden abzusehen sei, da eine veränderte Nutzung oder Zerpfitterung nicht in der Absicht liege. Da der Ertrag für das laufende Jahr nach Abzug aller Ausgaben 102 048 M. betrug, wurde der Sachsenwald auf 3 Millionen Mark geschätzt.

Heute schätzen die Forstfachverständigen die 30 000 Morgen besten, alten Buchen- und Eichenwaldes im Sachsenwalde à 1000 Mark auf 30 Millionen Mark. Wenn man aber die Parzellierung dieses Riesenwaldes vor den Toren Hamburgs ins Auge faßt, muß man den Quadratmeter mindestens mit 2 M. bewerten und daher den ganzen Sachsenwald mit 150 Millionen Mark.

Für die Dotation von 400 000 Talern im Jahre 1866 hatte sich Bismarck Barzin im Kreise Rummelsburg in Pommern mit drei angrenzenden Gütern, zusammen 7192 Hektar, im Werte von heute 3 Millionen Mark gekauft. Ingesamt besaß er also 58 768 Morgen, die unmittelbar auf den beiden Schenkungen beruhten.

Selbst Blücher hatte als Dotation in den Herrschaften Kriblowitz und Wahlstatt nur 5592 Morgen und in dem Blücherischen Palais auf dem Pariser Platz in Berlin zusammen nur einen Besitz von 7 Millionen Mark im heutigen Wert erhalten. Jork von Wartenburg wurde mit 17 572 Morgen im heutigen Wert von 10,5 Millionen Mark (Klein-Deß und Schleiß in Schlesien) dotiert. Sneydenaus Herrschaft Sommerschburg hat 5336 Morgen im heutigen Wert von 3,2 Millionen Mark.

Man sieht, daß Bismarck alle Feldherren und Staatsmänner Deutschlands in der

Kunst, sich ein stattliches Privatvermögen zu schaffen,

weit übertroffen hat. Wie die Vergrößerung Preußens, so betreibt er auf lange Sicht planmäßig die Vergrößerung seiner finanziellen Hausmacht. Schon im Jahre 1865 scheint er den Plan gefaßt zu haben, sich des Sachsenwaldes zu bemächtigen. In der Konvention von Gastein am 14. August 1865 tritt Oesterreich seine Rechte auf Lauenburg gegen 11 Millionen Mark an Preußen ab. Das Gebiet des „Herzogtums Lauenburg“ hat eine Grundfläche von rund 21 Quadratkilometern, davon sind dreieinhalb staatliche Domänen. Hieron bringt er innerhalb der nächsten sechs Jahre 1½ Quadratkilometer besten Waldes in sein freies, unbefchränktes Eigentum. Unter der früheren dänischen Regierung bekam der König von Dänemark den Reinertrag der 3½ Quadratkilometer Domänen, nachdem die Untertanen der Regierung und Verwaltung des Herzogtums abgezogen waren, in Höhe von durchschnittlich 200 000 Talern jährlich. Seit 1864 blieb der Reinertrag im Lande. Der König von Preußen hatte kein Verlangen danach. Auf der Spitze seiner Erfolge nach dem Frieden von Frankfurt a. M. machte Bismarck dem König den Vorschlag, die 1½ Quadratkilometer Forst im Amt Schwarzenberg bekommt der König, um sie sofort dem Fürsten Bismarck zu schenken, und die übrigen zwei Quadratkilometer in den drei übrigen Domänen-Kemtern bekommt das Land, während der König und Herzog eine Revenue aus den Einnahmen für alle Zeiten verzichtet!

Der Preussische Landtag hatte bereits im Jahre 1866 auf Bismarcks Betreiben die Zustimmung des Königs von Preußen, der nunmehr Präsident des Norddeutschen Bundes war, um 1 Million Taler jährlich erhöht. Es war schon aus diesem materiellen Gesichtspunkt erklärlich, daß Wilhelm I. sich nicht gegen Bismarcks Bitte ablehnend verhielt, ihm einen Wald zu verschaffen, dessen Besitz dem Kaiser nur 34 016 Taler jährlich eingebracht haben würde. Bismarck war sich aber von vornherein darüber im klaren, welchen Wert dieser alte Buchen- und Eichenwald vor den Toren Hamburgs dereinst haben würde. Er kannte als Minister von Lauenburg die lauenburgischen Verhältnisse auf das genaueste und sein Referent für Lauenburg war Lother Bucher. Wie wichtig dem Fürsten Bismarck diese Erwerbung war, geht am besten daraus hervor, daß er bereits seit 1873 rückblickend hohe Holzpreise verlangte, um die Preise seines Hofes steigern zu können. Die beiden Landwirtschaftsminister Friedenthal und Lucius von Ballhausen sind Zeugen dafür.

Kudolf Martin.

# In der nordalbanischen Wildnis

Von Robert Grätzsch.



In Cetinje warnte man mich noch einmal dringend vor dem Marsch zu den Malsiforen, den Bergstämmen Nordalbaniens. „Sehen Sie nicht hin. Komita, Komita. Es wird geräubert und geschossen. Kürzlich, an der montenegrinischen Grenze, ein Ueberfall. Zwei Tote. Unsicheres Land, sehr unsicher. Die ewige Blutrache. Und Malaria, Wassermangel, Hunger...“

Montenegrinischer Küstenkafsch, dachte ich, und als ich einen Tag später über den langen grünen Stularisee gen Stutari dampfte und wieder, wie vor zwei Jahren, die grandiosen Rücken der Prokletijen sah, jener nordalbanischen Alpen, die ein rauhes, steiniges Land durchzogen — da mußte ich, daß ich in diese Wildnis hineinpilgern mußte, weil sie mich zu lange gelockt hatte. In diesen grauen Bergen verbarg sich das europäische Tibet, halb erforschtes Land, dünn besiedelt von einem Duzend armer Skiptarenstämme, die noch heute trotz Weltkrieg und albanischen Staatsumwälzungen über die Stufe primitivster Sippverfassung und ungeschriebener Blutrachegeheiß kaum hinausgekommen sind, und die von der modernen Zivilisation nur eines begeistert übernommen haben: das Gewehr. Malsiforen (Bergbewohner) nennen sie sich und gelten als die ärmsten aller Skiptaren.

\*

Skutari, der orientalische bunte Handelsplatz Nordalbaniens, lag in heißem, staubigen Dunst. Feje, Turbane, albanische Kappen, europäische und Skiptarentracht wandelten durch feige Gassen. Von Minsarets näksten Muezzins in den Abend. Malsiforen mit ihren Ziegen, tageweil aus den Bergen herabgestiegen, um in der großen, wunderlichen Stadt ein paar Tiere zu verkaufen, hummelten übers Pflaster. Stalploden baumelten indianisch unter den hellen, halbtugeligen Kappen hervor. Manchem lugt der Revolver aus dem roten Gürtel. Es sind die von der Regierung Bevorzugten; sie haben Wassererlaubnis.

Die ersten Petroleumlaternen flackerten durchs Dunkel der Gassen. Handwerker, Krämer, Barbieri hockten vor ihren Arbeitsstätten. Ich stand vor einem kleinen Hause und sandte bekümmerte Blicke in ein verdecktes Erdgeschöß. Hier war die Herberge der Sala gewesen. Hier übernachteten sie, wenn sie mit ihren Ziegen gen Skutari gemandert waren. Hier hatte ich vor zwei Jahren mit Männern dieses Malsiforenstammes beisammen gehockt, mit ihnen Rakki getrunken, das scharfe Zugericht Weze gegessen und ihre Lieber gehört, die sie, die Finger in den Ohren, drohnend von Schwermut in den Abend sangen — und durste zum Schlaf nicht bezahlen. Arme Gendarmen und Malsiforen teilten sich in die Herde. Denn auch dem Vermissen verbot das Gastrecht, sich vom Gaste freihalten zu lassen. Der nächtliche Abschied zerfloß in Begehrtheit und Berbrüderung. Wenn ich einmal nach Sala läme, ließen sie mir dolmetschen, sollte ich ihr Gast sein, so lange ich wollte... so lange ich wollte... Am nächsten Morgen waren sie mit ihren Ziegen wieder unterwegs — auf steinigem Pfaden gen Sofi und Sala.

Nun war ich wieder da, diesmal mit Rucksack und benagelten Stiefeln — aber die Salaherberge fand ich nicht mehr. Und die naiven wilden Rummel, mit denen ich gezecht und fraternalisiert hatte, würde ich sie wiedersehen in ihrer felsigen Einöde da im Nordosten?

\*

Drei Tage brauchte ich, um die Expedition zusammenzustellen. Drei Tage voller Zähigkeit und orientalischer Geduld. Ein Malsifor, der die Führung schon mit Handschlag übernommen hatte, scheute am nächsten Tag vor der Verantwortung — wenn mir was passierte: Handbewegung um seinen Hals — und ging allein in seine Berge zurück. Ein Dolmetsch steigerte seine Forderung mit jeder Stunde — o welche Strapazen, Malaria- und Komitagesfahr — bis ich alle Verhandlungen abbrach. Ein Rahammedaner vom Stamme der Brestali wollte mich gern führen, aber man riet mir ab: seine Sippe sei bei den anderen Stämmen nicht gut angeschrieben. Die Präfektur von Stutari gab mir zwar die Durchreiseerlaubnis nach kurzem Verhör und wollte mir durchaus Gendarmen als Schutz und Führer stellen. Das war gut gemeint, aber ich lehnte bescheiden ab: ich brähte als Gast nicht gern Polizei mit ins Haus. Zu alledem eine Hitze von 30 Grad im Schatten. Schließlich wurde ich einig mit Rifa, einem Malsifor aus Sofi, der während des Krieges von den Oesterreichern ein wenig Deutsch angeteilt hatte und wacker drauflos dolmetschte.

Und so verließ denn eines Morgens ein kleine, aber entschlossene Karawane die heißen Strahlen von Stutari: Rifa, ich und ein Esel. Gut sechzig Pfund baumelten auf seinem harten Rücken.

Eine Wegstunde östlich von Stutari endet der Pfad, auf dem zur Not ein Wagen fahren kann. Eine alte, verfallene Brücke im venetianischen Baustil führt über ein ausgewaschenes Flußbett.

Hier kam er des Wegs, Peka, der Sohn eines Bariattars, eines Dorfoberrhauptes im Kirital. Damals, vor zwei Jahren, hatte er mit in der Salaherberge gehockt. Mit seinem bißchen Deutsch, während des Weltkrieges angeflogen, stellte er damals die Brücke her. Wo sind sie, die Sala von damals? Er wiegt den Kopf, Zustand von 1927. Viele Sala damals gegen Ahmed Jogu. Manche erschossen, manche „in den Bergen“. In den Bergen, das heißt hierzulande: flüchtig, verfolgt, außerhalb der Staatsgefesse, „Komita“, zwischen Räuber und Revolutionär auf eigene Faust. „Werde ich einige wiedersehen, Peka?“ — Er rückt die Pistole im Gürtel zurecht und wiegt den Kopf. Mein Schmerz ist kein Schmerz. Wir rauchen eine Zigarette, schütteln uns die Hände, Bocke an Bocke, wie es die Landesfeste heißt, und sagen uns Tunja tjeta, „Gesundheit mit dir“. Sein Weg führt nach Stutari, meiner hingegen über die Brücke gen Nordosten.

Dort drüben schmiedt die Sohle schon alle Köstlichkeiten nordalbanischer Unwegbarkeit. Der Pfad wird schmaler und steiniger, Bergzüge tun sich auf. An ihren Hängen steigt man das Tal des Kiri aufwärts. Steinige Wände hüben und drüben, unten rauscht grünblaues Gebirgswasser, schwacher, ausgetrockneter Baumbestand, ab und zu der grüne Farbensied eines Maisfeldes, gelegentlich eine Hütte oder Kula, das festungsartige, auf Blutrache gebaute Haus des besser situierten Albaners, hin und wieder das Geflingel kleiner Ziegenherden, langgezogener Hirtenruf von Berg zu Berg — das sind die Hauptkulis dieser Täler samt ihrem einformigen Still Leben. Unser Tagesziel war Brestali, der Pfarrort. Sechs Stunden von Stutari — hieß es.

Die Mittagssonne brannte die Felsen heiß, der Schweiß troff, und meine benagelten Stiefel gewöhnten sich langsam an das Geröll des Bergpfades. Ein Sohn der Berge, stieg der kleine, zähe Rifa mit seinen Dpanten, den landesüblichen, an den Fuß gebundenen Ledersohlen, leicht und elastisch hinter dem Esel drein. Sein weißes Käppi, seine helle, schafswollene, schwarzbeschnürte Malsiforentracht leuchteten grellweiß.

Abwärts ein Haus, dunkel aus einem Maisfeld ragend. Wir traten ein. Eine mohammedanische Familie. Großes Staunen, große Freude über die fremden, fremden Gäste. Der Fußboden Erde. Ein dunkler Raum, daneben noch dunklere Schlafgemächer. Die Augen müssen sich an das Duster gewöhnen. Man polstert mich ein, damit ich weich sitze. Hühner und Kagen umspielen mich. Neben an, durch ein Gitter getrennt, Ziegen, Schweine. Eine mohammedanische Hütte, aber die Frauen ohne Schleier. Die Frau des Hauses reicht mir im Handumdrehen den üblichen türkischen Kaffee. Der Hausherr, hoch, schlant, gerade, trägt seiner sechzig Jahre, Turban, dreht mir unaufhörlich Zigaretten, deren Tabak umschmeißt. Kinder stehen verwundert, daß beiseite. Sie sahen hier noch keinen Europäer. Dabei ein junges Mädchen, schön, mit offenem, unbefangenen staunendem Blick. Sie gießt mir Wasser über die Hände, will mir die Füße waschen. Waschungen mit fließendem Wasser gehören zu den luxuriösen Sitten dieses Landes. Wasser ist das große Geschenk. Vier Monate kein Regen. — Man will uns nicht wieder fortlassen, verspricht ein gutes Nachtlager. Aber unser Tagesziel liegt weiter, viel weiter.

\*

Der Weg wird immer enger und unfreundlicher, die Abgründe jäh, drohender. Stundenlang ein Turnen von Stein zu Stein. Die Sonne sinkt, aber die Hitze sengt unvermindert. Die Steine scheinen zu brennen. Eingeborene kreuzen unseren Weg. Als Gruß

die übliche Frage: „Habt ihr's gekonnt?“ Die übliche Antwort: „Jo, kadal, kadal...“ (Ja, langsam, langsam.) Fünf Stunden Bergsteigerei und Brestali ist noch weit. Ich merke, daß die Zeitangaben für Eingeborene gelten, die wie die Ziegen über das Geröll eilen. Ritter in den Bergen eine kleine Kojche. Die Dämmerung sinkt. Der Esel wird müde, strauchelt, will nicht mehr weiter. Hütten tauchen auf, Maisfelder, Gärten. In solchem Tempo werden Herden eingetrieben. Stodengebimmel. Wäre die Landschaft nicht zu mild, ließen nicht Kerle in abgeriffener Skiptarentracht zwischen Ziegen, das Gewehr auf dem Buckel — man könnte an ein schröfles Tal der Tiroler Alpen glauben. Schließlich fortele ich nur noch über grobes Gestein durch die Dunkelheit. Finsternis und Müdigkeit über-rumpeln uns, werfen uns auf die Blöcke — eine halbe Stunde vor Brestali. Ueber uns am Berghange leuchtet weißgrau eine Kula. Hinan...

\*

In der Kula hockten acht Malsiforen mit gekreuzten Beinen ums Feuer. Feierliche Begrüßung, Bocke und Bocke. Wir sind im Obergeschöß. Eine steinerne Treppe führt außen hinab in den Hof. Unten Stallung für die Tiere. Das Herdfeuer, auf Steinen im Boden — beigt mir die Augen. Zwei Rienspäne fackeln Licht durch den Raum. An der Wand blinken Gemehre. Rifa langt meine Talgkerzen aus dem Rucksack. Die Augen der Männer leuchten. Talgkerzen, wach ein Lufus! Wasser wird gereicht. Ich möchte es gierig hinunterstürzen, aber hinter solcher Orgie lauert immer die Malaria. Dann das übliche: türkischer Kaffee, Zigaretten. Einmal fällt das Wort „Djad“, Blutrache. Schmaus ums Feuer: Milch, Eier, saure Milch, Maisbrat. Ich lasse Schinken aufschneiden. Frauen fehlen; sie sind hoch oben am Berggrat, in den Sennhütten, mit



Winkel in Skutari.

den Herden. Die Kula ist neu erbaut. Sie gehört den zwelen im Turban, Blutsbrüder. Die anderen halfen bauen. Das hintere Dach ist noch nicht ganz fertig. Schießschartenartige kleine Fenster. Nach dem Essen die Frage, die ich jeden Tag hören mußte: ob ich „Medizine“ mit hätte. In der Ecke wird ein Malariafranker vom Fieber geschüttelt. Ich fördere mein Chinin zutage.

(Fortsetzung folgt.)

## WAS DER TAG BRINGT.

### Was ihr wollt...

Die Pfälzer sind doch ein gemüthliches Völkchen! Finden wir da in der „Pfälzischen Presse“ unter den Familienanzeigen die Dankagung anlässlich einer Beerdigung, die wirklich von weitestgehender Toleranz zeugt: „Für die vielen wohlthuenden Beweise herzlicher Teilnahme an dem uns so schwer treffenden Verluste folgen wir innigsten Dank. Besonderen Dank den ehrwürdigen katholischen Krankenschwestern für ihre liebevolle aufopfernde Pflege, Herrn Bezirksrabbiner Dr. Meyer für seine tröstlichen Worte und dem protestantischen Gemischten Chor für seinen erhebenden Gesang!“

### Zeit ist Geld!

Eine Spardbüchse ist eine angenehme Sache, wenn sie gefüllt ist. Wenn sie aber leer bleibt, ist sie ein überflüssiges Möbel. Und die meisten Spardbüchsen bleiben heute leer! Das hat auch die städtische Sparrasse in Darmstadt zu ihrem Leidwesen erfahren, und sie sagte sich mit Recht, man müsse die Leute zum Sparen animieren. Sie ließ also Uhren herstellen, die die Stelle einer Spardbüchse vertreten. Wenn die Uhr nämlich gehen soll, muß erst — wie bei den bekannten Gasautomaten — eine Münze hineingeworfen werden. Ob da nicht viele Leute lieber nach den öffentlichen Uhren sehen?

### Kostspielige Minuten.

So hoch ist wohl noch niemals und nirgends — auch im Land der unbegrenzten Möglichkeiten nicht — eine Minute bewertet worden wie gegenwärtig vom polnischen Eisenbahnministerium in Warschau, bei dem sie die Kleinigkeit von 1000 Zlotys kostet. Das Ministerium hatte einer inländischen hoch- und Liebbaugesellschaft einen Brückenbau für die Linie Stralkowo—Kutno, die das Grenzgebiet der ehemaligen Provinz Posen mit dem früheren Kongresspolen verbindet, in Auftrag gegeben, der laut Vertrag drei Tage vor Weihnachten hätte betriebsfähig sein sollen und für den Fall der Nichterhaltung der Lieferfrist eine Konventionalstrafe in Höhe von tausend Zlotys für jede Minute, um die der genau festgelegte Uebergabetermin etwa überschritten werden sollte, vereinbart. Dieser Eventualfall ist nun eingetreten und das Ministerium hat der Baugesellschaft bereits eine Rechnung in Höhe von mehreren Millionen präsentiert, die nun buchstäblich von Minute zu Minute automatisch um tausend Zlotys anschwillt. Die Baugesellschaft bestreitet allerdings den Rechtsanspruch, weil nach ihrer Meinung höhere Gewalt vorliegt, die sie in der Frostperiode der letzten Wochen erblickt, jedoch will sich das Ministerium dabei nicht beruhigen und die Entscheidung der Gerichte anrufen.

### Zehn Millionen Ziegel gestohlen.

Es gibt tatsächlich nichts, was nicht gestohlen, oder sagen wir besser: verschoben werden könnte. Es ist schon vorgekommen, daß Dampfer verschwanden, Waggonladungen und selbst ganze Eisenbahnzüge — insbesondere in Rußland. Die „Moskauer Arbeiterzeitung“ meldet von einem Ziegediebstahl. Nicht mehr und nicht weniger als 10 Millionen Ziegelsteine sind in den letzten Jahren der Moskauer kommunalen Baugesellschaft gestohlen worden. Die Lieferanten, Fuhrleute und Kommunalbeamte hatten eine Berein-

barung geschlossen, laut der ein Teil der Ziegel systematisch verschoben wurden. Mit diesen Ziegeln wurden verschiedene Häuser in Moskau errichtet, so ein Haus für das Kommissariat für Volksbildung. Die Errichtung von verschiedenen Fabriken mußte dagegen wegen Ziegemangel zurückgestellt werden. Jetzt werden hundert Personen zur Verantwortung gezogen.

### Die Hüte der Frau Sorrel.

Frau Sorrel ist eine bekannte Schauspielerin der Comedie Francaise in Paris und die dortige Hustirma Lewis ist äußerst geschäftstüchtig. Gleich anderen großen Firmen bedient sie sich bekannter Frauen, um ihre Modelle vorzuführen. Die Schauspielerin Sorrel hat in fünf Jahren 81 verschiedene Hüte von der Firma zum Tragen zugesandt erhalten. Eines schönen Tages bekam sie außerdem eine Rechnung von 94000 Fr. Die wollte sie natürlich nicht bezahlen. Die Firma klagte, hatte aber keinen großen Erfolg. Nur 8100 Fr. wurden ihr zugesprochen, denn die Sorrel hatte sich im Jahre 1923 brieflich verpflichtet, für jeden Hut 100 Fr. zu zahlen. Das ist allerdings nicht viel. 100 Fr. sind jetzt 16,50 M.

### Wolfsjagen mit dem Auto.

Ein neuer Sport, der die Aufregungen der Großwildjagd mit dem Autorennen und dem gewöhnlichen Wintersport verbindet, ist jetzt in der kanadischen Provinz Saskatchewan in Aufnahme gekommen. Wie aus der Stadt Regina berichtet wird, vergnügen sich die Bewohner des Landes damit, auf alten Kraftwagen über die weiten Flächen der gefrorenen Seen zu rasen und Rudel von Wölfen durch Wolfsjäger vor sich herzutreiben zu lassen. Die Wölfe werden von den hunden zu Rudeln zusammengetrieben, und die Jäger im Kraftwagen fassen hinter ihnen her und erlegen möglichst viele der Raubtiere. Ein bekannter Fußballspieler Herbert Paterson, der in der Nähe von Regina eine Farm besitzt, kam durch Zufall auf dieses eigenartige Vergnügen. Er fuhr mit einem alten Fordwagen über einen zugefrorenen See und stieß hier auf eine Schar von Wölfen, die er vor sich hertrieb und von denen er mehrere erlegte. Daraufhin organisierte er diese eigenartige Jagd, legte auf dem Eis Köder für die Wölfe aus und hegte sie mit seinen hunden. Sein Beispiel fand Nachahmung, und jetzt finden große Wolfsjagen im Auto beim Mondschein statt. Die Sportsleute finden daran viel mehr Vergnügen als am Eisbaden. Außerdem ist dieser Sport auch einträglich, denn die Regierung zahlt für jeden erlegten Wolf 60 M. und das Fell ist auch etwas wert.

### Von einem Dampfer überfahren.

Von einem Dampfer überfahren zu werden, gehört jedenfalls zu den Dingen, die trotz Ben Akiba etwas Neues sind. Dieses außer-gewöhnliche Schicksal erlebte der Ingenieur Kasura in Woji (Japan) mit sechs Arbeitern. Die sieben Personen waren in flachem Gewässer in einer Taucherglocke niedergegangen, um ein Loch in den Meeresgrund zu bohren. Ein die Meerenge von Woji passierender 5000-Tonnen-Dampfer, der „Kobun Maru“, überfuhr die Glocke im wahren Sinne des Wortes. Sämtliche Insassen der Glocke wurden so schwer verletzt, daß sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten.



# Die persönliche Haftung.

## Eine wichtige Rechtsfrage.

Die Frage lautet diesmal: Wann haftet der Geschäftsführer einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung persönlich?

Wie die Gesetzgebung, geht auch die Rechtsprechung nur zögernd neue Wege, die von den Schöpfern neuer Rechtsgebanten gemieden werden. Sie beharrt vielfach auf dem „erprobten“ Wege, auch wenn die fortschreitende Entwicklung der Wirtschaft und der Anschauungen das Alte schon überwunden hat oder zu überwinden im Begriffe ist; Beispiel für die Rechtsprechung ist die langsame Durchsetzung des Gedankens „Markt nicht gleich Markt“ in der Inflationszeit, für die Gesetzgebung die zögernde Behandlung der Reform des Eherechts. Aber auch an einem nicht ganz so wichtigen, jedoch für die tägliche Praxis bedeutungsvollen Beispiel wird klar, wie langsam die Rechtsprechung in der Anwendung neuen Rechtsgutes ist, sogar wenn Vorbilder für den notwendigen Fortschritt vorhanden sind, nämlich an der Behandlung der Frage, inwiefern der Geschäftsführer einer G. m. b. H. persönlich haftet.

Solche Klagen sind zurzeit an der Tagesordnung, weil viele aus der Inflationszeit mit geringem Kapital (bis herunter zu 500 M.) übrig gebliebene Zweiggemeinschaften nicht zahlungsfähig sind. Nun begegnet der persönlich in Anspruch genommene Geschäftsführer der Klage gegen ihn meist mit dem Einwand, daß er nicht für sich, sondern für die Gesellschaft gehandelt, die Ware bestellt, die Arbeit vergeben habe usw., so daß nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen nicht er, sondern die Gesellschaft haftet. Es kann auch nicht verkantet werden, daß in der Regel der Geschäftsführer für die so aufgenommenen Verbindlichkeiten der Gesellschaft nicht haftet, eben weil er nicht für sich, sondern für die Gesellschaft gehandelt hat. Dieser Einwand greift aber nicht mehr durch, wenn der Geschäftsführer bei der Bestellung gewußt hat oder wissen mußte, daß die Gesellschaft bereits zahlungsunfähig sei oder werden würde. Das wird in der Praxis vielfach übersehen, in der vielmehr dieser Einwand zugelassen wird ohne nähere Prüfung, ob nicht etwa der erwähnte Tatbestand vorliegt, in der Klage behauptet oder angezweifelt ist, oder ob nicht entsprechende Behauptungen von Seiten des Klägers rechtzeitig nachgeholt worden sind. Nur langsam geht hier, wie einleitend bemerkt, die Rechtsprechung vorwärts, obwohl das Wirtschaftsleben die persönliche Haftung des Geschäftsführers in solchen Fällen verlangt. Diese Haftung ist rechtlich wie folgt zu begründen: Wenn der Geschäftsführer für die Gesellschaft bestellt, obwohl er weiß, daß die Gesellschaft nicht mehr in der Lage ist oder ein wird, die durch ihn für die Gesellschaft eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, hat er zwar nicht für sich, sondern für die Gesellschaft als deren Vertreter das Geschäft abgeschlossen wollen, ist aber gerade dadurch, daß er seinem Vertragspartner eine zahlungsunfähige Gegenpartei verpflichtet wollte, gegen die guten Sitten verstoßen und sich das von ihm abgeschlossene Geschäft — gerade infolge der Zahlungsunfähigkeit seiner Gesellschaft — dem Vertragspartner einen Schaden zugefügt, für den er selbst nach § 820 BGB. (Verstoß gegen die guten Sitten) haften muß. Wenn also in der Praxis bei der Klage gegen den Geschäftsführer einer G. m. b. H. der erwähnte Einwand entgegengestellt wird, soll nach Prüfung der Sachlage dem Einwand mit der obigen Darstellung begeben. Es ist darauf hinzuweisen, daß eine solche persönliche Haftung bereits in einem — von der Rechtsprechung leider unbeachtet gebliebenen — Urteil festgelegt ist. Das Landgericht Weimar hat nämlich in „Juristische Wochenschrift“ 1926, S. 2597, ganz allgemein entschieden, daß der Vertreter eines vermögenslosen Vertretenen persönlich haftet, da sein Verhalten „dem Anstandesgefühl aller rechtlich Denkenden zuwider ist“. Mit diesem Urteil hat das Landgericht Weimar einen für die tägliche Praxis wichtigen Schritt getan; das Urteil ist gerade für die letzte Zeit besonders aktuell.

Webrigens hat das Landgericht Weimar mit der Aufstellung des angeführten Grundgesetzes nur einen schon früher ausgesprochenen Rechtsgedanken mutig verallgemeinert, nämlich den Rechtsatz, daß die vermögungslose Frau stot des vermögenslosen Mannes haftet, wenn sie im Rahmen der Schlüsselgewalt Rechtsgeschäfte für den Mann vornimmt, wie Konsultation eines Arztes, Einkäufe des täglichen Bedarfs usw. (Vgl. dazu Baer: „Die Haftung der vermögungslosen Ehefrau für den vermögenslosen Ehemann“ in „Rechtsfragen der Praxis“, Verlag Hermann Sack, Berlin.) Dieser Rechtsgedanke der Haftung des vermögungslosen Vertreters für den vermögungslosen Vertretenen ist ein Fortschritt der Rechtsprechung, der hoffentlich bald Allgemeingut wird, weil er entsprechend dem Grundgesetz von Treu und Glauben dem Schutze des rechtlichen Verkehrs dient.

Dr. Albert Baer, Rechtsanwalt und Notar.

## Silvesterfeier und Neujahrstrach.

### Die Hausangestellte im Kampf mit der Gnädigen.

Die Hausangestellte einer Frau K. hatte mit ihrem Bräutigam im Kreise fröhlicher Jecher Silvester gefeiert und war am Neujahrstage krank, so daß sie ihre Arbeit nicht verrichten konnte. Als sich die Angestellte am 2. Januar ihrer Dame wieder vorstellte, gab es eine Auseinandersetzung, die damit endete, daß Frau K. die Angestellte aufforderte, ihre Sachen zu packen und sofort das Haus zu verlassen. Die Angestellte mußte die Schlüssel abliefern, damit war die Entlassung vollzogen. Am nächsten Tage sollte sie kommen, um wegen ihres Lohnes, mit dem die Gnädige zwei Monate im Rückstand war, abzurechnen. — In der Annahme, daß es bei der Abrechnung nicht friedlich zugehen werde, brachte die Angestellte zur Sicherheit ihren Bräutigam, einen handfesten Reichswehrunteroffizier, mit. Der Kriegsmann rückte aber nicht sofort in das Kampffeld, sondern nahm eine abwartende Haltung vor der Tür ein.

Drinnein schritt man zur Abrechnung. Auf beiden Seiten herrschte Kampfstimmung. Die Angestellte forderte außer dem rückständigen Lohn für November und Dezember auch Lohn

und Kostgeld für Januar, weil sie ohne Grund fristlos entlassen war. Die Gnädige machte eine Gegenrechnung auf: Die Angestellte habe eine Kristallschale im Werte von 38 M. zerbrochen und sich zwei Pullover der Gnädigen im Werte von 108 M. angeeignet. Während sich die Auseinandersetzung zwischen den beiden temperamentoollen Damen bisher schon in erregten Worten abspielte, kam es nun zum erbitterten Faustkampf. Die Angestellte stürzte sich auf Frau K. mit den Worten: „Sie polnische Judenweib wollen mich des Diebstahls beschuldigen?“ Nun sehte es Hiebe von beiden Seiten.

Der Unteroffizier konnte nicht in den Kampf eingreifen, denn die Gnädige hatte schon bei Beginn der Auseinandersetzung vorsorglich die Tür abgeschlossen. Die Angestellte flüchtete durch das Fenster der Parierwohnung in die Arme ihres Bräutigams. Als Kriegsbeute brachte sie einen wertvollen Pelzmantel der Gnädigen mit, den sie als Pfand für ihre Forderung bei der Polizei hinterlegte.

Vor dem Arbeitsgericht trafen sich die beiden Gegnerinnen wieder, um ihre Abrechnung in rechtlicher Form zu vollziehen. Hier stellte sich heraus, daß der Angestellten ein Diebstahl nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, denn den einen Pullover hat die Schwester der Gnädigen erhalten, den anderen hat die Angestellte beim Plätten durch einen Brandfleck beschädigt und ihn, weil er dadurch für die Gnädige unbrauchbar geworden war, einer Freundin gegeben, womit Frau K. als sie die Sache entdeckte, sich zufrieden gegeben hatte. Die aus Versehen zerbrochene Schale konnte auch nicht auf den Lohn angerechnet werden. Somit sprach das Gericht der Angestellten den rückständigen Lohn von 178 M. zu, wies sie aber mit der Forderung für Januar ab, weil sie Frau K. durch die Worte „polnisches Judenweib“ beleidigt und dadurch Grund zur fristlosen Entlassung gegeben habe. Uebrigens — sagte der Richter — könnte die Klägerin, da Hausangestellte jederzeit gesucht werden, jeden Tag eine neue Stellung bekommen.

Hierzu erklärte die Klägerin, sie bekomme überhaupt keine Stellung mehr, denn Frau K. habe sie „in die Zeitung gebracht“. Damit legte sie zwei Nummern des „8-Uhr-Abendblattes“ vor, worin der Bericht zu ihren Ungunsten entfiel, in großer Aufmachung mit voller Namensnennung und den Bildern der Angestellten und der Frau K. veröffentlicht worden ist. — Eine so gekennzeichnete Hausangestellte wird wohl schwerlich je wieder eine Stellung bekommen.

Das Urteil des Arbeitsgerichts, monach die Klägerin die Beklagte beleidigt und dadurch Grund zur fristlosen Entlassung gegeben haben soll, beruht auf einem offensichtlichen Irrtum. Die Klägerin ist am 2. Januar entlassen. Erst bei der Abrechnung am 3. Januar ist die beleidigende Äußerung gefallen. Sie kommt also als Entlassungsgrund nicht mehr in Frage. Es ist auffallend, daß das Gericht diesen Umstand übersehen konnte.

Uebrigens: Kann man hier überhaupt von einer groben

## Im Insektarium des Zoo.

Im Berliner Aquarium sind gegenwärtig einige der größten heimischen Bockkäfer, sogenannte Heide-, Spieß- oder große Eisenböcke, ausgestellt. Sie bewohnen einen Behälter des Insektariums, wo sie bei Zuckerkaffee mit etwas Gerbstoff auch



jetzt munter sind, während ihre Genossen draußen im Freien noch in Eichenstämmen der Winterruhe pflegen. Diese fünf Zentimeter messenden schwarzen Käfer sind durch besonders lange, bogenförmig gekrümmte, stark gegliederte Fühler ausgezeichnet, die an die Hörner eines Steinbocks erinnern.

Belästigung reden, wo sich die Klägerin in begreiflicher Erregung gegen die selbst vom Gericht als grundlos festgestellte Beschuldigung des Diebstahls mit einer heftigen Äußerung gewehrt hat?

## Die Klagen der Kleingärtner.

### Proteste an falscher Stelle.

In einer Vorlage fordert der Magistrat die Zustimmung der Stadtverordneten zu der Beseitigung eines Teils der an der Neutöllner Grenze gelegenen Kleingärten, um mit dem so gewonnenen Platz den Flughafen auf dem Tempelhofer Felde erweitern zu können. Das Reichsverkehrs- und das Handelsministerium, der Oberpräsident von Brandenburg und der Polizeipräsident von Berlin haben zur Sicherstellung eines geordneten Flugverkehrs diese Erweiterung vom Magistrat gefordert. Bei Start und Landung der Flugzeuge in der Nord-Südrichtung hat die An- und Abflughahn nicht die vorschichtsmäßige Länge; die Flugzeuge kommen in Gefahr, sich selbst, die Baulichkeiten in der Laubentzone und die Anwohner zu beschädigen.

Die betroffenen Kleingärtner erhoben in einer Versammlung Protest gegen die beabsichtigte Räumung. So gern man zugestehen muß, daß die Kleingärtner durch das Heilmittelfeld und durch die Pachtverträge bis zu einem gewissen Grade geschützt sind, so gernt man ihnen weiter zugestehen will, daß sie die angewandte Mühe und Arbeit verloren sehen, so muß man andererseits doch bedauern, daß diese Protestversammlungen immer wieder zu einer Hege gegen die Parteien des Rathauses, ganz besonders die Sozialdemokratie und gegen den Magistrat benutzt werden. So war es auch diesmal wieder in der Versammlung der Kleingärtner in der Rodbrauerei Fidiensstraße. Man schimpfte auf alle und alles; niemand fand sich, der auch nur den Versuch machte, die Zwangslage des Magistrats und der Stadtverordneten zu würdigen; bis auf den Organisationsleiter, Genossen Reinhold. Schließlich hat Berlin doch den Zentralflyhofen Deutschlands, der ordnungsgemäß nach den Sicherheitsvorschriften betrieben werden muß.

Es ist selbstverständlich, daß der Magistrat die betroffenen Kleingärtner vollständig entschädigen und daß er ihnen anderweitig Gelände für den Betrieb ihrer Kleingärten zuweisen wird. Das ist durchaus nichts Neues, und es braucht auch gar nicht besonders von den Kleingärtnern gefordert werden. Die Deputation für das Siedlungs- und Wohnungswesen wird sich selbstverständlich für diese Entschädigung einsetzen, auch die Sozialdemokraten, die man so gern angreift. Am allerwenigsten brauchen solche Forderungen von den Kommunisten hertritten werden, denn sie haben oft genug den Vorlagen des Magistrats über die Ausgestaltung des Flughafens zugestimmt.

## Der gute Ton in der Werkstätt.

### Wie man hineinruft in den Wald...

Wer als Arbeitgeber im Umgang mit seinen Arbeitern einen Ton anschlägt, der unter geisteten Menschen nicht üblich ist, der sollte sich nicht verhehlen, wenn ihm in dem gleichen Ton geantwortet wird. Wenigstens sollte er daraus keine Rechte für sich herleiten. — Diese Belehrung wurde dem Tischlermeister H. durch eine Verhandlung vor dem Arbeitsgericht erteilt.

H. hatte dem Möbelpolierer A. eine mangelhafte Arbeit zurückgegeben mit den Worten: „Den Mist kann ich nicht gebrauchen.“ A. ein infolge einer Kriegserzeugung nervenleidend und deshalb leicht erregbarer Mann, wies auf eine ebenfalls mangelhafte Arbeit des Borarbeiters und fragte: „Was soll denn mir diese Scheiße werden?“ Darauf der Meister: „Das kann so bleiben.“ „So,“ — sagte A. — „war der Borarbeiter macht, der ist ja, aber was wir machen, das doht nicht.“ — Nun schimpfte Meister H. in überlautem Ton, das sei hier eine Saurwirtschaft, keiner mache seine Arbeit ordentlich, aber guten Lohn wollten sie haben, raus-schmeißen müßte man alle, diese Schweinerei würde wohl nicht eher aufhören, als bis man einen auf den Kopf schlage, daß er liegen bleibe.

Als der Meister so in der Werkstätt herumtobte, rief ihm der Polierer A. zu: „Wir sind hier nicht im Ruhstoll, brüllen Sie doch nicht so wie ein Ochse.“ Der Meister erwiderte: „Hier sind ja bloß lauter Ochsen.“ „Na,“ sagte A., „dann sind Sie der größte Ochse.“ Darauf schrie ihn der Meister an: „Beden Sie zuhahmen, machen Sie, daß Sie rauskommen, Sie sind entlassen.“

A. leistete dieser „liebenwürdigen“ Aufforderung Folge und klagte beim Arbeitsgericht wegen fristloser Entlassung.

Das Urteil des Gerichts belagt, es liege kein Grund zur fristlosen Entlassung vor. Der Kläger habe zwar ein Schimpfwort gegen den Beklagten gebraucht, aber das Verhalten des Beklagten sei keineswegs einwandfrei gewesen. Ein Schimpfwort des Klägers als Erwiderung auf die Schimpferei des Beklagten könne nicht als Beleidigung angesehen werden.

Friede und Reparationen. Staatsbankpräsident Koch spricht im Rahmen des 7. Wissenschaftlichen Klubabends der Deutschen Liga für Menschenrechte G. B. über „Friede und Reparationen“. Der Vortrag findet am Montag, dem 14. Januar 1929, 8 Uhr, im Wirtschaftspolitischen Saal des Reichswirtschaftsrates, Bellevuestraße 15, statt. Untertagegebühr 1 M.

Der Bund republikanischer Beamter hält Mittwoch, den 16. Januar, 8 Uhr, im Alten Kstanier, Kahlstr. 11, seine Hauptversammlung ab. Vortrag des Herrn Dr. Wölter, Referent für Beamtenrechtsfragen im Allgemeinen Deutschen Beamtenbund.

## Groß-Berliner Parteinahrichten.

### Berichtigung!

Genosse Dr. Magnus Hirschfeld spricht Montag, 21. Januar (10 1/2 Uhr), 19 1/2 Uhr, im Vortragssaal des Sexualwissenschaftlichen Instituts, in den Seiten 16. über: „Sexualerziehung“. Wir bitten die Genossen, bestimmt und pünktlich zu erscheinen. Interessierte Gäste sind willkommen.

# COUNDE

reinigt

wäscht  
und

färbt

Besondere Spezialität unserer Dampfwascherei  
Herren-Stärkewäsche  
Tischwäsche  
Roll-Presswäsche

Überall Filialen  
Postversand Berlin SO 16, Rungestr. 21  
Fernspr. F7 Jannowitz 6436